Der Arzt der grossen und der kleinen Welt

Max Nassauer

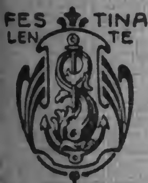
Der Arzt
der großen und der kleinen Welt.

Aerztliche Skizzen

von

Dr. Max Nassauer.





Verlag der „Aerztlichen Rundschau"
(Otto Gmelin), München.

Der Arzt
der grossen und der kleinen Welt.

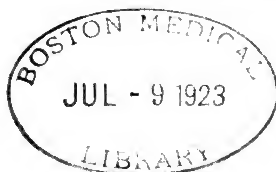
Aerztliche Skizzen

von

DR. MAX NASSAUER.



MÜNCHEN 1908.
Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin).



Druck von Franz X. Seitz, München

Inhalt.



Vorwort.

γνῶθι σεαυτόν!

Wer nicht imstande ist, seine Stärke und seine Schwäche zu erkennen, der soll dies Büchlein nicht lesen. Wer nicht die Wehmut empfindet, die der Lebensberuf bringt; wer nicht die Schwächen sieht, die jedem, auch dem eigenen, Berufe anhaften; wer nicht auch einmal über seine eigene Schwäche zu lachen vermag und wer nicht über seine Unvollkommenheit weinen kann: auch diese sollen dies Büchlein nicht lesen.

Wer aber mit frohem Herzen und mit weitem Blick im Leben steht und dessen Höhen und Tiefen kennt oder wenigstens zu erkennen sich bemüht; und wer mit Freude und Wärme an seinem Berufe hängt und ihm, wie einem geliebten Kinde, das man streichelt und lobt und das man züchtigt und tadelt, sein ganzes Innere gibt, um es immer grösser und besser zu gestalten, der soll dies Büchlein lesen.

Wer über sich selbst zu lachen versteht, der hat schon einen grossen Schritt in die Selbsterkenntnis getan. Ein solcher wird tolerant gegen andere, streng gegen sich selbst. Der ist ein Mensch.

Wer dies aber nicht vermag, der wird gar vieles zu nörgeln haben und wohl auch griesgrämig behaupten, dass

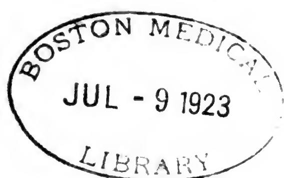
dies Büchlein dort, wo ein offener Wind in ihm weht, das Ansehen des ärztlichen Standes schädige. Solche kleinliche Leute, liebe ich nicht und für sie habe ich nichts übrig.

Euch aber, ihr grossgesinnten, ihr lachenden und auch ihr in Wehmut noch lächelnden, warmen Menschen, euch dies Büchlein zum Gruss!

München 1908.

Dr. Max Nassauer.

Die Praxis.



»Bitte, Herr Doktor, bleiben Sie doch heute ein paar Minuten länger,« sagte die junge Frau Julia, die im spitzenumsäumten Hemde im Bette lag. »Ich weiss ja, dass noch eine Unmenge von Patientinnen auf Sie wartet und dass Sie wenig Zeit übrig haben. Und wenn Sie bei all Ihren Kranken lange verweilen würden, kämen Sie wohl erst spät in der Nacht zu Ihrer armen Frau nach Hause. Aber heute habe ich ein gar so grosses Plauderbedürfnis. Es ist zu langweilig im Bett, nachdem ich doch schon fast gesund bin.«

Dr. Erwin, der sich zum Gehen erhoben hatte, setzte sich lächelnd wieder ans Bett der jungen Frau.

»Ja, gnädige Frau, wenn wir Aerzte Herren unserer Zeit wären und frei disponieren könnten, dann käme der Mensch in uns auch besser zum Vorschein. Sehen Sie, wenn wir ganz junge Aerzte sind und noch nicht viel zu tun haben, sind wir sicher bessere Berater für unsere Kranken. Wir haben mehr Zeit, uns ihnen zu widmen. Da kommt für unsere Kranken mehr aus unserem Herzen heraus und so kommen wir ihnen menschlich näher. Und das ist sehr wichtig für die Behandlung! Später aber, wenn wir mehr in Anspruch genommen sind, treibt uns die Hast und der Mangel an Zeit viel zu schnell vom Bette der Kranken. Zu schnell für uns, zu schnell für die Kranken.«

»Sie müssen doch so den Tag über erschreckend viele Besuche zu absolvieren haben?« frug die junge Frau. »Es muss Ihnen recht zuwider werden, all die Klagen anhören zu müssen und für jeden einzelnen Menschen sich wieder zu interessieren, ihm zuzuhören und Antwort zu geben. Was bleibt da eigentlich für Ihre junge Frau übrig?«

Dr. Erwin fuhr mit der Hand über seinen schöngepflegten, blonden Vollbart und lächelte: »Es ist auch gewiss kein Vergnügen, die Frau eines Arztes zu sein, Gnädige. Wenigstens dann nicht, wenn die Frau nicht an seinem Beruf von innen heraus teilnimmt. Die Arztensfrau wäre besser ledig geblieben, die an seinem Beruf nur sieht, dass der Mann den ganzen Tag von Bett zu Bett kranker Menschen geht und dort an Angelegenheiten teilnehmen muss, für die er zu Hause nur ein stillschweigendes Lächeln hat. Und wie mag erst die Arztensfrau ihr Schicksal bedauern, die als junges, verwöhntes Mädchen glaubte, in der Ehe wenigstens eine ungestörte, friedliche Nachtruhe neben ihrem Manne geniessen zu können. Da aber klingelt das Telephon mitten in der Nacht, so dass der armen Frau vor Schreck das Herz zu hämmern beginnt, und man holt den Mann hinweg zu irgendeiner fremden Frau — — die vielleicht Leibschmerzen hat.«

Frau Julia dachte in diesem Momente daran, dass sie Dr. Erwin doch einmal in der Nacht holen lassen müsse.

Dann frug sie ihn: »Bekommen Sie nicht mit der Zeit einen degôut vor allem, vor den Menschen, besonders den Frauen?«

»Ob uns vor der Menschheit ein Widerwillen erfasst? Nein. Vielmehr lernen wir das Menschendasein immer mehr in seiner Nichtsbedeutung erkennen und wir werden gleichgültiger gegen die Grausamkeiten der Natur, gleichgültiger gegen Leid und Freud. Unsere Leidenschaften werden gemässigt, weil uns nichts mehr leidenschaftlich macht. Wir werden kälter gegen die Reize der Frauen, weil niemals ein Reiz im Alltäglichen liegt. Wir werden kälter gegen die Impulse der Menschheit, die aus Schwäche oder aus Stärke entspringen können . . . wir sehen sie allzuoft. . . .«

»Da ist es doch eigentlich ein Unglück für den Menschen im Arzt, wenn er eine grosse Praxis hat?«

»Dem ist auch in gewisser Beziehung so, gnädige Frau. Nur derjenige Arzt kann den Menschen in sich konservieren, der die Zeit übrig behält, den redenden und kämpfenden

und sich wehrenden Mitmenschen, den Menschen in ihrer Schwäche, auf ein paar Stunden im Tage zu entfliehen in eine stumme Einsamkeit mit sich. Die muss er benutzen zu einer Aussprache mit der Musik, mit der Dichtkunst oder auch mit der Natur. . . .«

»Und wie bekommt man eine grosse Praxis, Herr Doktor?«

Dr. Erwin lachte: »Ja, wenn es da ein Rezept gäbe, dann wäre gar manchen Kollegen geholfen. Es spielen viele Zufälligkeiten mit. Ein wenig Glück ist die Hauptsache. Dann, das Glück festhalten mit seiner Persönlichkeit; und, zum letzten, ein Können.«

»Wirklich? Das Können kommt in letzter Linie? Ich meine doch, dass der Arzt vor allem etwas wissen muss?«

»Das sollte man meinen. Ich aber versichere Sie, dass von denen, die am meisten gelernt haben, gar viele draussen in der Praxis nicht bestehen. Das Können und Wissen wird nicht erkannt. Das gilt nicht nur für die Medizin.«

»Nach diesem Ihrem Ausspruch, Herr Doktor, darf ich gar nicht mehr fragen, auf welchem Wege Sie Ihre Praxis erlangt haben?«

»Glück, Glück und Zufall, Gnädige. Sehen Sie, gerade in Ihrem Hause, im 3. Stock, hauste beim Herrn Ziegler eine Köchin.«

»Ach, die Grete, die ins Wasser gegangen?«

»Ja, eben diese. Sie ist vor vielen Jahren zu mir gekommen. Sie war eine hysterische Person, bei der ich mit Sorgfalt und Mühe auf ihre Klagen einging . . . ich hatte nicht viel anderes zu tun. Sie schickte — von mir begeistert — mir ihre kranke Milchlieferantin. Diese wieder sprach von mir bei den Dienstmädchen, die bei ihr die Milch holten. Die Dienstboten sprechen mit der Kammerzofe, diese mit ihren Herrschaften; die Modelle mit den Malerinnen — kranke Frauen verwischen so oft den Rang- und Standesunterschied, weil es die Natur auch tut — und diese waren mir Wurzeln für eine bessere Klientel. Der dem Weibe angeborene Beruf macht sie unter sich alle gleich.

Frauen verbergen viel weniger ihre Krankheiten vor einander, wie die Männer.

Und auch nicht ihre Aerzte. Ich bin allerdings auch sicher, dass eine weibliche Patientin, die mich hassen zu müssen vermeint, ebenso eifrig vor mir warnt, wie die, die mich lieben zu müssen glaubt, das Gegenteil tut. Unter den Frauen haben wir unsere Hasser und Gönner. Sie fühlen sich als unsere Protektoren, betrachten uns als ihr Eigentum. Denn sie können ihrem Arzt winken und er kommt. Sie wissen z. B. nicht, wohin spazieren gehen . . . da fällt ihnen der einzige Mann ein, den sie anstandslos besuchen können, und da haben sie plötzlich ein interessantes Kopfweh, das sie dem teilnehmenden Manne auseinandersetzen. Wer da zuzuhören imstande ist, der reussiert besser als der, welcher das Staatsexamen mit Note I gemacht hat.«

Frau Julia sah ihren klugen Arzt an, sagte aber nichts.

Dr. Erwin stand auf: »Verehrte gnädige Frau,« sprach er mit sonorer Stimme, »lassen Sie sich heute die Sonne in dies Zimmer scheinen und in Ihr Herz. Einer anderen Medizin bedürfen Sie heute nicht.«

»Das sagen Sie wohl heute noch all Ihren Patientinnen?« antwortete die hübsche Frau mit einem warmen Aufschlagen der Augen.

»Die Sonne ist gross und warm,« erwiderte der Arzt »und kann viele Unglückliche und Kranke auf einmal erwärmen, gnädige Frau.« Er beugte sich zu ihrer Hand, die er zart küsste. »Man muss die Sonne lieben.« — Dr. Erwin verliess das Zimmer.

. . . Die junge Frau lag lange in der Sonne, die warm über das Bett flutete.

Dann dachte sie an ihre Freundin Klara, die krank war: »Ob ich ihr nicht einmal Dr. Erwin empfehlen soll? Wie hat er doch gesagt: wenn uns die Frauen lieben, dann empfehlen sie uns bei ihren Freundinnen? Tüchtig ist er. Er wird sie gesund machen. . . .«

Dann aber lächelte sie: »Nein, meine liebe Klara, bleibe

Du bei Deinem alten Medizinalrat . . . ich werde mich hüten, Dir Dr. Erwin zu empfehlen. Dann wird er noch weniger Zeit haben, bei mir zu bleiben. . . .«

Und Frau Julia schloss die Augen und rechnete, dass noch 24 Stunden vergehen würden, bis Dr. Erwin wieder zu ihr kommen würde, um mit seiner schmalen, feinen Hand ihren Puls zu fühlen, mit ihr zu sprechen, mit seiner tiefen, klingenden Stimme, und die warme Sonne recht in ihr Herz scheinen zu lassen. . . .

Und schon überlegte sie einen Grund, um ihn einmal nachts aus dem Bette klingeln zu lassen zu ihr. . . .

Dr. Erwin aber fuhr in seinem Wagen zur nächsten Patientin und war sehr stolz auf seine Menschenkenntnis, besonders auf seine Kenntnis der Frauen.



Der Fronarbeiter.

Es ist halb 10 Uhr abends. Abgehetzt sitzt Dr. Alfred Metzler, Arzt in der Vorstadt, mit seiner Frau Marie und drei Kindern im Esszimmer. Die Kinder haben schon zu Abend gegessen. Ein 14jähriges Mädchen liest, der 12jährige Gymnasiast hat eine lateinische Grammatik vor sich und ein 8jähriges Mädchen spielt mit Dominosteinen.

Dr. Metzler isst hastig von einer Platte mit kaltem Fleisch, während ihm seine Frau Butterbrote streicht. Von Zeit zu Zeit trinkt er von dem heissen Tee.

»Bitte, Marie, schenke mir noch eine Tasse Tee ein. Ich bin furchtbar müde von dem Herumhetzen bei dem schlechten Wetter; und ich muss heute noch mit Dir die Kassenbücher in Ordnung bringen.«

»Wieviel Besuche hast Du heute gemacht, Alfred?«

Er zog sein Tagebuch aus der Tasche: »31! Ich bin sicherlich 70—80 Treppen gestiegen. Rechne ich jede Treppe zu 20 Stufen, so sind das im ganzen gegen 1500 Stufen; jede Stufe zu 30 Zentimeter gerechnet, macht das 450 Meter. Der Dom ist 100 Meter hoch. Also bin ich heute 4—5 mal den Dom hinaufgestiegen . . . das spürt man in seinen Beinen!«

»In der Frühe von 7 bis 9 Uhr waren doch auch sicherlich 15 Leute im Sprechzimmer und Nachmittag 20 bis 25—«

»Wenn das reicht« murmelte der Arzt und schlang grosse Bissen hinunter.

»Was das wieder ein Schmutz in der Wohnung war!« sagte Frau Marie. »Im Gang und im Wartezimmer; ich darf nur den ganzen Tag den Schmutz von den Arbeiterstiefeln hinauskehren lassen. Wenn sich die Leute wenigstens

die Stiefel abputzen wollten! Und der Geruch nachher in der ganzen Wohnung von Staub und Russ und Tabak und Schnaps, und der Geruch der unsauberen Kleider . .«

»Ja, das ist halt einmal so bei uns in der Vorstadt. Es ist nur gut, dass keine »feinen Damen« da heraussen wohnen. Die würden vor Schreck gleich davonlaufen aus dem Wartezimmer.«

»Weil Du doch davon sprichst, Alfred, ich wollte es Dir bis jetzt nicht sagen, weil ich dachte, Du ärgerst Dich: Vorige Woche kam die Bierbrauereibesitzerin Otto, die erst die Brauerei übernommen haben, in die Sprechstunde und wollte Dich konsultieren. Sie müssen ja drüben in der Brauerei wohnen. Gerne wird die junge Frau nicht in diese Gegend gezogen sein. Unser Mädchen hatte sie ins Wartezimmer geführt, in dem es sehr voll war; da ist sie gleich wieder fortgegangen. Es sei ihr zu voll, sagte sie. Nun habe ich gehört, dass sie zu Dr. Weber gegangen ist. Sie ist in anderen Umständen.«

»Da soll doch gleich . . « fuhr Dr. Metzler auf und schlug auf den Tisch. »Da ist mir die einzige reiche Patientin in diesem Viertel entgangen und damit eine Geburt. Ein paar hundert Mark dazu, mehr wie mir hundert Kassenpatienten für ein Vierteljahr eingetragen hätten.«

»Geh', Alfred, beruhige Dich. Daran müssen wir uns halt da heraussen gewöhnen.«

Die elektrische Hausglocke brüllte schrill auf, ein-, zwei-, dreimal hintereinander. Frau Marie ging ans Fenster und rief hinunter. Dann kam sie zurück: »Alfred, Du sollst in die Kreuzstrasse 12 kommen, zum Maurer Heidmann. Und zwar sofort. Er sei wieder besinnungslos.«

»Der Lump! Der hat wieder seinen Rausch, dann bringen sie ihn total betrunken nach Hause. Dort schlägt er alles zusammen und da holt man mich, weil es ja nichts kostet. Ich brauche fast eine Stunde, bis ich dann wieder heimkomme. Gib mir noch eine Tasse Tee, bitte, ich muss lange aufbleiben.«

Frau Marie rief hinunter, dass ihr Mann kommen werde.

»Das sind immer die grössten Lumpen, die einen in der Nacht holen lassen. Ein anständiger Mensch besinnt sich lange, ob er nachts noch einen Arzt holen lassen soll. Es muss ihm schon etwas Schlimmes fehlen, bis er sich dazu entschliesst. Und wenn er es tut, dann ist er dankbar und schliesslich wird ein Nachtbesuch gut honoriert. Ein gebildeter Mensch weiss, welches Opfer es ist, mitten in der Nacht hinaus zu müssen.«

Frau Marie wurde rot und wollte etwas sagen, unterdrückte es aber. Dr. Metzler bemerkte es. Er streichelte ihr das Gesicht. »Armes Hascherl, gelt, das hättest Du als Braut auch nicht geglaubt, was eine Doktorsfrau entbehren muss?«

»Ich tu's gerne, Alfred. Nur fasst mich immer eine Wut, wenn Du nachts aus dem warmen Bett musst, das Du doch so nötig brauchst, und wenn Du dann erfroren nach Hause kommst und noch eine Stunde wach liegst . . warum, weil der Maurer Heidmann betrunken ist oder Bauchweh hat.«

Sie räumte den Tisch ab.

»Kinder, wie geht es Euch?« frug Dr. Metzler seine Kinder.

»Vater, Du könntest mich meine lateinischen Verba überhören«, sagte der Gymnasiast.

»Später, Karl, heute musst Du mir noch ein wenig helfen und Du auch, Anna.«

Das sagte er zu dem älteren Mädchen.

»Gerne, Vater, ich bringe jetzt nur die Lene zu Bett.«

Sie ging mit dem kleinen Schwesterchen hinaus, nachdem es seinem Vater einen Gutenachtkuss gegeben.

Dr. Metzler ging ins Ordinationszimmer und holte einen Pack Papiere. Nun sass die Familie an dem zum Schreibtisch umgewandelten Esstisch.

»Anna,« sagte Dr. Metzler zu seiner Tochter, »Du schreibst jetzt Rezepte: 50mal Phenazon 1 Gramm, 50mal Pulv. Dover. 0,3; 30mal Aspirintabletten, je 20mal Bor-

salbe, Zinksalbe; gelt, mein Kind, Du schreibst es genau ab nach diesen Vorlagen. Du »Marie,« wandte er sich an seine Frau, »bist so gut und schreibst etwa 20 Digitalisinfus, 1:120, Morphiumtropfen 0,1:10, Bromsalz, Blaudsche Pillen, na, Du kennst es ja zur Genüge aus Erfahrung. Und Du, Karl, trocknest die Rezepte schön ab und legst sie ordentlich zusammen. Bis ich von der Kreuzstrasse zurückkomme, kann alles fertig sein. Dann kann ich alles unterschreiben und genau durchsehen, ob es richtig ist, und in die Fächer ordnen: Husten, Kopfweh, Haut, Herz . . . Herrgott, Herrgott, wer hätte mir das damals gesagt, als ich wissenschaftlicher Assistent im Spital war, dass ich so zum Handwerker werden würde — zum Massenfabrikanten!«

»Ja, damals gab es auch noch keine Massenkranken, keine Kassenorganisation, die Euch zwingt, Hunderte von Kranken an einem Tage zu behandeln, wenn Ihr nur das tägliche Brot verdienen wollt!«

Anna, das Töchterchen, legte sich schon die Rezeptformulare zurecht und breitete auch vor dem Platze der Mutter eine Anzahl von Formularen aus. Es war 10 Uhr vorbei. Mühsam unterdrückte sie ein Gähnen. Sie war müde und wäre gerne ins Bett gegangen oder hätte noch ein wenig gelesen. Karl trug seine Grammatik ins Nebenzimmer.

Dr. Metzler zog seinen Mantel an und verliess das Haus.

In dem Zimmer sassen nun Frau Marie und Anna und schrieben; Karl kniete auf einem Stuhl und trocknete die beschriebenen Zettel mit einem Löschpapier ab.

»Was sich der Vater plagen muss!« sagte Anna.

»Ja, mein Kind, wer mit der Kassenpraxis in der teuren Stadt so viel verdienen will, dass er seine Familie anständig ernähren kann, seine Kinder etwas lernen lassen will, der muss sich plagen, mehr als ein Arbeiter. Dieser hat seinen acht- oder zehnstündigen Arbeitstag. Wer aber fragt darnach, wieviele Stunden sich der Vater hetzt und plagt, auch noch in der Nacht! Er kann es kaum mehr fertig bringen. Auf die Idee, dass wir ihm die Rezepte im voraus schreiben

wollen, habe ich ihn erst gebracht. Er wollte es lange nicht tun. Aber jetzt im Winter, wo so viele Leute das gleiche haben, Katarrh, Husten, Rheumatismus, und Vater am Tage wohl dutzendmal immer dasselbe Rezept schreiben muss, kann man mit gutem Gewissen solche im voraus schreiben. Es erspart ihm immerhin alles in allem eine halbe bis dreiviertel Stunde an Zeit, wenn er das notwendige nur auswählen und seinen Namen darunterzusetzen braucht, anstatt dass er es alles selbst schreibt. Es gibt so wie so noch genug Schreibereien, für die er gar nichts bekommt.«

Und die beiden Damen schrieben sorgsam und fleissig weiter.

»Ich muss auch noch eine Tasse Tee trinken, mein Kind,« sagte Frau Marie, nachdem etwa eine Stunde verflossen war. »Vater wird bald zurückkommen und ich muss mit ihm die Berechnungen für die Kassen fertigstellen. Das dauert gewiss noch zwei Stunden, die ich mit Vater arbeiten muss.«

»Arme Mutter . . .«

Draussen begann es zu schneien. Es war ganz still im Zimmer.

Da ertönte schrill die Klingel des Telephons, so dass die beiden Damen zusammenfuhren. Karl, der mit dem Kopfe auf dem Tische lag und gerade einzuschlummern begonnen hatte, fuhr erschrocken in die Höhe. »Geh' in Dein Bett, Karl,« sagte Frau Marie, während sie ans Telephon ging. Aus dem Nebenzimmer, in dem das kleine Mädchen schlief, ertönte ein erschrecktes Weinen: »Mutter, Mutter . .«

Frau Marie stand am Telephon: »Nein, bedauere . . mein Mann ist gerade abgerufen . . tut mir leid, wenn Sie seine Ankunft nicht abwarten können . . .«

Schon läutete die Glocke heftig und grell ab.

»Gut, dass Vater nicht da war. Da hätte er wieder fortmüssen, weit weg, und er wäre wohl die ganze Nacht nicht nach Hause und ins Bett gekommen . . .«

Sie ging ins Nebenzimmer und beruhigte das erschrockene

kleine Töchterlein. Dann half sie Karl beim Ausziehen und legte ihn ins Bett.

Es schlug gerade 11 Uhr, als Dr. Metzler wieder das Zimmer betrat. »Wie ich gesagt hatte.« Er strich sich den Schnee aus dem Bart. »Und als ich den Leuten auseinandergesetzt hatte, dass der Mann einfach betrunken sei und ihm weiter nichts fehle, da haben sie mich fast noch beschimpft und wollten es nicht glauben. Die Frau rief mir nach, sie komme morgen mit dem Krankenbuch, damit ich ihrem Manne Krankengeld anweise, da er doch arbeitsunfähig sei. Krankengeld verlangt er auch noch von seiner Kasse! Wie die Leute demoralisiert werden durch die Kassengesetzgebung! Morgen wird er zu mir kommen und mir vorjammern, dass es ihm überall weh tue und er nicht arbeiten könne, und er wird verlangen, dass ich ihn krank schreibe. Finde ich nichts Krankhaftes an ihm und weigere ich mich, ihn für arbeitsunfähig zu erklären, dann schimpft der Mann überall über mich; vielleicht kommt auch ein Artikel über meine Herzlosigkeit in die Zeitung, über meinen Mangel an Humanität, und der Mann läuft so lange zu einem andern Arzt, bis er einen gefunden hat, der sich düpieren lässt. Und eine grosse Menge seiner besonderen Freunde und Arbeitsgenossen kommen nicht mehr zu mir, weil ich zu ehrlich bin. Schreibe ich ihn aber krank, weil doch etwas Wahres an seinen Klagen sein könnte, und er wird auf der Kasse nachuntersucht und man findet dort nichts Krankes, dann habe ich meinen Rüffel weg....«

»Nun, Alfred, wir wollen's abwarten, wie das morgen wird.«

»Am liebsten ginge ich ins Bett, Marie. Es war so windig draussen und mich friert. Ich glaube, ich habe mich erkältet. Und ich möchte doch nicht das Schicksal mit dem Kollegen Schuster teilen, der neulich bei seinem Katarrh nachts aus dem Bette geholt wurde und eine Lungenentzündung bekommen hat. Seine arme Witwe ist mir gestern begegnet. Im ärztlichen Verein wurde eine Liste

herumgegeben, um ihr über die erste Not wegzuhelfen. Doch ich muss noch die Kassenbücher in Ordnung bringen.«

Frau Marie brachte ihrem Manne eine Tasse Tee und gab einen Löffel voll Arak hinein: »So, das soll Dich wärmen, Alfred.«

»Nun wollen wir mal sehen, wieviel wir im vergangenen Quartal verdient haben!«

Sie nahmen die grossen Hefte her: Ortskrankenkasse, Gemeindekrankenkasse, Sanitätsverband, Betriebskrankenkassen . . . sie rechnen eifrig miteinander: . . .»Zusammen 978 Leute. Das macht auf den Tag durchschnittlich zehn Menschen. Nun wollen wir die Zahl der Besuche und Konsultationen bei diesen 978 Leuten zusammenrechnen . . . 4211. Also pro Tag ungefähr 46 einzelne Leistungen. Bezahlt wird für jeden Kopf im Vierteljahr ca. 2 Mk. 20 Pfg. Also werden ungefähr 2000 M. herauskommen. Durchschnittlich 50 Pfg. für jeden Besuch oder jede Konsultation. Für das Jahr werden das ungefähr 8000 Mk. Nun, Marie, das klingt hübsch? Aber Du weisst, davon gehen von vornherein für Miete der Ordinationszimmer, Bedienung, Licht, Instrumente, Trambahn, Heizung, ärztliche Vereine, Bücher, Porto, Rezeptformulare mindestens 2000 Mk. ab, die Steuern nicht gerechnet. Also Reingewinn ungefähr 6000 Mk. im Jahr. Davon müssen wir leben! Und ich bin fast der beschäftigtste und vielbeneidetste Kassenarzt in unserer Halbmillionenstadt. Und habe von früh sieben Uhr bis spät in die Nacht hinein zu rennen und zu arbeiten und oft auch während der Nacht. Und die Sorgen und die Verantwortung! . . .«

»Du nimmst es auch viel zu schwer, Alfred. Sieh, der Dr. Winkler, der an Rheumatismus leidet, geht einfach nachts nicht aus dem Haus. Er lässt sich eben verleugnen. Und seine schweren Fälle, zu denen er voraussichtlich wochenlang gehen müsste, schickt er womöglich ins Krankenhaus.«

»Nun, die Arbeit wäre ja noch zu ertragen. Es ist immerhin ein Auskommen, um das wir froh sein müssen, Aber

sieh, man kommt ja zu keiner wissenschaftlichen Arbeit mehr. In der Trambahn kann ich wenigstens noch das wichtigste Neue in den Journalen lesen. Aber ein Lehrbuch ordentlich durchzustudieren, dazu komme ich nicht mehr. Und vor allem kann ich selbst nichts Wissenschaftliches mehr produzieren . . . nur fronen. Wenn die Gesetzgeber wüssten, wie sehr sie das wissenschaftliche Niveau der ärztlichen Tätigkeit heruntersetzen, dadurch, dass sie die Aerzte zu solcher Massenarbeit zwingen, würden sie vielleicht doch an eine Aenderung herantreten. Vor allem müsste die Bezahlung mindestens die dreifache sein. Dann könnte man sich mit dem einzelnen Fall mehr beschäftigen und daraus nicht nur wissenschaftlichen Gewinn ziehen und ihn für die Allgemeinheit verwerten, sondern es wäre auch sicherlich kein Verlust für den einzelnen Kranken, wenn man ihm mehr Sorgfalt zuwenden könnte. Nun, wenn die Jahre vergehen, werden es die Machthaber schon am eigenen Leibe verspüren, was sie aus den Aerzten gemacht haben. Jetzt heisst es für uns ‚fronen'. Und das wird so fortgehen, bis ich ein Handwerker geworden bin durch und durch.

Ach, wo sind meine Träume und Pläne! Unser Karl soll mir kein Arzt werden! Lieber lasse ich ihn, was weiss ich, werden. Wenn er nur nicht die Liebe zur ärztlichen Wissenschaft von mir geerbt hat . . . denn in Zukunft werden nur noch reiche Leute Medizin studieren können . . . und unser Karl wird kein reicher Mann werden, wenigstens nicht durch mich. . . .«

»Alfred, ich hab' Dich gern, weil Du so bist und weil Du so viele Enttäuschungen erlebt hast. Jetzt aber gehen wir schlafen. Es ist ³/₄1 Uhr.«

»Ja, gehen wir schlafen. Morgen schickst Du, bitte, die Kassenbücher an die Kasse . . . wenn ich nur heute nacht nicht noch einmal hinaus muss . . . ich möchte so gerne schlafen. . . .«

Todmüde und ohne ein Lachen begaben sich Dr. Metzler und seine Frau zur Ruhe.



Der Arzt der feinen Welt.

(Der Faiseur.)

»Sehr geehrter Herr! Sehr verehrliche Gnädige! Mit meinem ganzen menschlichen und ärztlichen Interesse sorge ich mich um das Wohlergehen Ihrer Familie. Um mir dies Interesse und meine Kraft für wenige Klienten, aber darum um so intensiver, bewahren zu können, muss ich leider eine Einschränkung meiner allzu gross gewordenen Klientel eintreten lassen. Nur so kann ich meine bescheidene Person voll meinen Kranken widmen. Um diese Auswahl treffen zu können, bin ich gezwungen, mein Honorar zu erhöhen. Ich benachrichtige Sie daher ergebenst und höflichst, dass ich in Zukunft für einen Besuch 25 Mk. liquidieren werde. Ich küsse der Gnädigen die Hand und zeichne in besonderer Ergebenheit Dr. Kuno Schlosser, Sanitätsrat.«

Beim Frühstück las Kommerzienrat Hellmann dies Briefchen seiner Gattin vor. Das Schreiben war auf grauem, japanischem Papier lithographiert; auf dem gleichvornehmen Couvert standen der Name und Titel des Arztes links in der Ecke. Der ganze Brief war zart parfümiert.

»Herrgott ist das ein feiner Brief, ganz wie der Doktor selbst, der Herr Sanitätsrat!« sagte Herr Hellmann. »Und gleich lithographiert hat er sein ‚ganz besonderes Interesse für unsere Familie'«.

»25 Mark für den Besuch, Adolf,« meinte die zarte Frau, »das ist viel Geld. Da müssen wir den Sanitätsrat wohl aufgeben? Bis jetzt hat er zehn Mark gerechnet und das machte am Ende des Jahres schon eine schöne Summe aus.«

Frau Ida Hellmann sah ihren Mann mit etwas geschlossenen Augen forschend an. Dieser sagte:

»Ich bin nur froh, dass Du das selber findest, Ida.

Mein Arzt wäre er sowieso nicht. Wenn er mit dem Automobil unten angefahren kommt und dann in seinen Lackschuhen hereintritt und mit tiefer Stimme sein ‚Guten Morgen, Gnädigste' flötet und sich dann an Dein Bett setzt . ., mir hat das nie gefallen. Dann fühlt er Dir zart den Puls, nimmt seine grosse goldene Uhr in die Hand und zählt mit sorgenvoller Miene die Schläge.«

»Ja, lieber Adolf, aber geholfen hat er uns doch immer. Wir haben Glück mit ihm gehabt. Sieh', wie recht hat er damit gehabt, dass ich die Bäder nicht 28 Grad warm nehmen solle, sondern 29½ Grad und nicht eine halbe Stunde soll ich im Bade bleiben, sondern 23 Minuten. Ist es mir nicht viel besser gegangen seitdem?«

»Gewiss, er ist für Dich sehr gut. Wenigstens eine Zeitlang. Dann weiss er immer etwas Neues . . .«

»Ja, er kennt alle neuen Mittel. Das beweist doch, dass er mit der Wissenschaft fortschreitet. Wieviel besser ist meine Verdauung geworden, seitdem ich mir die Wage kaufen musste und nun nach seinen Vorschriften, die er jede Woche neu zusammenstellt, genau 165 Gramm Fleisch, 80 Gramm Brot und so weiter mir vorlege? Kein Gramm zu viel und keines zu wenig, wie er immer betont. Wie hat er vorgestern gezankt, weil ich das Beefsteak etwas mehr gebraten gegessen habe, als er vorgeschrieben hatte! Er war gerade da, als man mir das Frühstück servierte, und ging, denke Dir, selbst in die Küche, um mit dem Mädchen zu reden! . . .«

»Ich bin der letzte, liebe Ida,« sagte Adolf, »der Dir den Glauben an Sanitätsrat Schlosser nehmen will. Das ist ja schliesslich die Hauptsache, dass man Vertrauen hat. Und energisch ist er; das gefällt mir an ihm. Keine von Euch Frauen wagt es, ihm zuwider zu handeln . . .«

»Nun, wen sollen wir denn nehmen, wenn er uns zu teuer ist?« frug Frau Ida, die schon merkte, dass sie gesiegt hatte. »Neulich beim Souper bei Rechtsanwalt Ralf, als wir Damen beisammen sassen, waren sie alle begeistert von ihm. Denke

Dir, Frau Landgerichtsrat Kurz, die ihr Arzt seit zwei Jahren nach Kissingen geschickt hatte und der es nie dort gefallen hat, hat Sanitätsrat Schlosser einmal konsultiert. Sie war eine ganze Stunde bei ihm und ist begeistert von ihm. Er sagte, Kissingen wäre für sie wohl geeignet gewesen, ihr Arzt hätte ganz recht gehabt, aber nach genauer Erwägung aller Umstände (er hat sie gewogen, mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, den Puls mit einem elektrischen Apparat genau auf eine Rolle aufgezeichnet) hat er ihr geraten, das nächste Mal anstatt sechs Wochen nach Kissingen nur vier Wochen dorthin zu gehen und dann noch vierzehn Tage nach Homburg und sich dort recht zu zerstreuen. Sie passe so gut in die fashionable Gesellschaft in Homburg, habe er gesagt. Vielleicht hat die Landgerichtsrätin das nur so renommiert. Aber sie ist dort gewesen, hat den König von England gesehen, einen Herrn von seinem Gefolge persönlich kennen gelernt . . kurz, sie ist begeistert und hat jetzt auch nur noch den Sanitätsrat Schlosser.«

»Na, ich weiss nicht, welcher grosse Unterschied da ist,« meinte der Kommerzienrat. »Die Frau Landgerichtsrat mit ihrer Vergnügungssucht wird sich halt in Homburg besser amüsiert haben, und Dr. Schlosser hat einen guten Instinkt für das, was seine Patientinnen wollen.«

»Das darfst Du nicht sagen, Adolf. Er hat seine Verordnungen auf Grund seiner Untersuchungen getroffen. Er hat die neuesten Instrumente und sein Ordinationszimmer solltest Du einmal sehen. Was da für Apparate sind! Uebrigens ist sein Wartezimmer so geschmackvoll eingerichtet; sein Bild, von Stuck gemalt, hängt diskret auch darin.«

Der Kommerzienrat brummte etwas in den Bart. Er kannte seine Frau zu gut, um nicht zu wissen, dass sie den Sanitätsrat trotz der Honorarerhöhung beibehalten würde. Vielleicht gerade deshalb. War sie doch damit gleichsam in eine auserlesene Gesellschaft eingereiht. Schliesslich war es ihm ganz willkommen, wenn sie einen Arzt

hatte, an den sie ihre vielen kleinen, meist nervösen Leiden hinreden konnte, und dem sie folgte. So wurde er selbst mit ihren Klagen weniger belästigt.

In der Tat war Sanitätsrat Schlosser ein guter Arzt für Frau Ida Hellmann. Sie hatte vor ihm mehrere andere Aerzte gehabt. Der eine, ein etwas derber Mann, erklärte ihr, dass ihr gar nichts fehle. Sie solle sich eine Beschäftigung suchen. Er kam auch nur, wenn er dringend gerufen wurde. Es war natürlich, dass Frau Ida diesen Arzt nicht brauchen konnte. Der nächste Arzt gab ihren Klagen und Launen stets nach. Da auch er einsah, dass seine Klientin nicht ernstlich krank war, wusste er nichts Rechtes mit ihr anzufangen. Ein Frauenkenner war er nicht. Schlug ihm nun Frau Ida irgend ein neues Mittel vor, das sie in der Zeitung angepriesen fand oder durch eine Freundin erfahren hatte, so war er gerne mit einem Versuche damit einverstanden: schaden könne es nicht. So nahm ihre Willensschwäche, da ihr Arzt nicht einen eigenen starken Willen entgegensetzte, immer mehr zu, anstatt ab. An dem Arzte liess sie schliesslich ihre Launen aus und, wie es kommen musste, schliesslich imponierte er ihr gar nicht mehr und sie suchte nach einem andern Arzt, im unbewussten Drange, eine kräftige, energische Natur um sich zu haben, der sie folgen konnte und musste. In dieser Zeit kam sie zu Sanitätsrat Dr. Schlosser. Dieser, mehr ein Menschenkenner, besonders Frauenkenner, als ein wissenschaftlicher Arzt, durchschaute sie sofort. Mit seiner Energie, die keinen Widerspruch zuliess, umklammerte er sie. Niemals gestattete er ihr etwas, was er nicht selber verordnet hatte. Ihre Vorschläge verwarf er von vornherein. Seine Vorschläge mussten genauestens befolgt werden. So zwang er sie, ihre Zeit einzuteilen, ihre Energie zu kräftigen. Sein Wille imponierte ihr und damit der ganze Mann. Eine Persönlichkeit wird in jedem Berufe Erfolge erzielen. Dem Kommerzienrat wurden diese Erfolge augenscheinlich. »Schliesslich ist es ja gleichgültig, womit er diese Erfolge erzielt«, dachte Herr

Hellmann. »Es gehört zum tüchtigen Arzt für gewisse Kranke oft mehr Menschenkenntnis als wissenschaftliche Ausbildung.« Laut fügte er als Schlussatz seiner Gedanken hinzu:

»Nun, liebe Ida, Du musst halt den Herrn Sanitätsrat etwas weniger oft kommen lassen. Dann behältst Du ihn am besten.«

»Wenn Du meinst, Adolf . . . . es ist zwar furchtbar viel Geld.« —

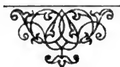
Herr Hellmann ging in sein Kontor.

Frau Ida aber ging ans Telephon und telephonierte an Herrn Sanitätsrat Dr. Schlosser, sie lasse ihn bitten, noch heute bei ihr vorzukommen, sie fühle sich gar nicht wohl.

»Am Ende kommt er gar nicht mehr zu mir, wenn ich ihm nicht bald zeige, dass mir an seiner Preiserhöhung nichts liegt.«

Und Frau Ida träumte von seiner festen und doch einschmeichelnden Stimme, von seinen scharfen Augen und seiner wohlgepflegten Hand, die ihren Puls fühlen würde. Und ein Schauer überfloss sie bei dem Gedanken an seine energischen Worte. —

Sanitätsrat Dr. Schlosser verlor keine einzige seiner Patientinnen, sondern fuhr mehr wie je in seinem eleganten Automobil durch die Strassen der Stadt.



Der Märtyrer.

Am Hauseingang ein Schild: »Dr. Waldimir Kimbuski, Spezialarzt für Kräuterbehandlung, arzneilose Behandlung, insbesondere sogenannter „unheilbarer" Leiden. Keine Operationen! Sprechstunden von 9—5 Uhr.«

Ein langer Korridor in der grossen Wohnung. An den Türen Aufschriften: »Wartezimmer für Damen«, »Wartezimmer für Herren«, »III. Wartezimmer«, »Laboratorium«, »Kräuterkammer«, »Ordinationszimmer«.

Die Wartezimmer sind überfüllt. Es ist 10 Uhr vormittags.

Im Wartezimmer für Damen nur elegante Erscheinungen. In dem für Herren viele Leute aus den »besseren« Kreisen. Im III. Wartezimmer sitzend und stehend Frauen und Männer.

Dr. Kimbuski ist mit seiner Frau und einem Hausdiener in dem Kräuterzimmer. Er trägt einen langen Bart, ist etwas untersetzt und ist mit einem Samtrock bekleidet.

»Na, Johann, was sollen wir heute für Tees zusammenmischen?« frägt er, gut gelaunt, seinen Hausdiener.

Dieser grinst lächelnd zur Antwort: »Der Tausendguldenkrauttee geht zu Ende, Herr Doktor. Vom Lindenblütentee ist noch sehr viel da.«

»Nun, dann verteilen Sie die Sorten so in die Pakete, dass der Lindenblütentee aufgebraucht wird. Es ist ja doch Wurst. In die eine Hälfte der Pakete zwei Sorten, in die andere drei, damit sie verschieden aussehen — ich brauche heute mindestens hundert Pakete. Die einen in rotes Papier, die andern in blaues — dann hilft's besser.«

»Jawohl, Ihnen, Herr Doktor«, antwortete der Hausdiener. Dr. Kimbuski, der schon das Teezimmer verlassen wollte, drehte sich schnell nach seinem Johann um; er wollte

etwas sagen, unterliess es aber; dann lächelte er und ging in sein Ordinationszimmer. Nun nahm er einen nach dem andern Kranken vor.

Ein blasses Fräulein. Er sieht es sorgenvoll an und sagt: »Mit Ihnen steht es schlimm. Sie haben die Schwindsucht im dritten Grade. Es ist gut, dass Sie zu mir gekommen sind. Ich heile Sie. Sie müssen meinen Tee trinken, gehen Sie hier ins Nebenzimmer. Da bekommen Sie von der Dame zwei Pakete Tee, die für sechs Tage reichen. Dann müssen Sie wieder kommen.«

Das erschrockene Mädchen fragt nach dem Preis. »Die Konsultation kostet bei mir nur 2 Mk. Den Tee bezahlen Sie bei der Dame da drinnen. Das eine, rote, Paket kostet 1 Mk. 40 Pfg., das blaue nur 90 Pfg.«

»Ich habe aber nur 3 Mk. bei mir, Herr Doktor.«

»Dann bekommen Sie nur das eine Paket Tee; bringen Sie das nächste Mal so viel Geld mit, dass Sie zwei Pakete kaufen können. Es ist mit der Schwindsucht nicht zu spassen. Wir müssen Sie auf den zweiten Grad, dann auf den ersten Grad zurückbringen, bis Sie dann geheilt sind.«

Verstört ging das Mädchen ins Nebenzimmer, wo Frau Dr. Kimbuski sass und nach einem geheimnisvollen Zettel, den die Patienten von drüben mitbrachten, die Pakete abgab. »Sie sehen aber schlecht aus, Fräulein,« sagt Frau Dr. Kimbuski »Ihnen steht der Tod im Gesicht. Gut, dass Sie zum Herrn Doktor hieher gekommen sind.«

»Ja, und ich war vor drei Wochen beim Hofrat Prager, der sagte, dass ich bleichsüchtig sei und dass ich mit der Zeit gesund würde. Er hat mir Pillen gegeben; aber ich habe sie nicht genommen, weil mir eine Freundin gesagt hat, ich solle hieher gehen.«

»Hofrat Prager . . . o, von dem kommen viele Leute zu uns . . . mit seinen giftigen Pillen. . . .«

Schwindsucht im dritten Grade . . . leise weinte das Mädchen vor sich hin und dachte an seine alte Mutter daheim: »Ach, wenn ich doch nur wieder gesund werde . . .

teuer ist es ja nicht da, 4 Mk. 30 Pfg. alle sechs Tage mit dem Tee, das macht etwa 20 Mk. im Monat . . . das ist fast mein ganzer Lohn . . . da kann ich halt der Mutter eine Zeitlang nichts mehr nach Haus schicken . . . wenn ich nur wieder gesund werde; beim Hofrat hat es nichts gekostet, ‚er nimmt nichts von einem armen Dienstmädchen, hat er gesagt ‚und ich sei ja auch in der Krankenkasse‘ . . . aber er hat meine Krankheit nicht verstanden.«

Dr. Kimbuski erledigt eine Konsultation nach der andern. Sehr oft lässt er die Röntgenstrahlen spielen, was den Kranken sehr imponiert; eine grosse Elektrisiermaschine surrt häufig...

»Ja, arme Frau, Sie haben den Krebs«, sagt er zu einer Frau. Erschüttert durch dies böse Wort fällt die Frau in einen Stuhl. Das war ein Todesurteil. Ihre Mutter war am Krebs gestorben. »Ja, Sie haben den Krebs. Aber ich heile Sie. Aber nur unter der Bedingung, dass Sie zu keinem Operateur gehen. Sie müssen viel Tee trinken, auch blühende Veilchen essen. Wenn Sie noch zu einem anderen Arzte gehen, dann kann ich Ihnen nicht helfen, dann sind Sie in einem Jahre tot. . . .« Und er schickt die Verzweifelte ins Nebenzimmer zu seiner Frau mit einem Zettel.

Die nächste Frau: »Herr Doktor, nun bin ich seit einem halben Jahre in Ihrer Behandlung. Sie haben gesagt, ich habe den Krebs. Und Sie heilen mich. Jetzt habe ich schon mehr wie 50 Pakete Tee getrunken. Ich kann sie nicht mehr bei mir behalten. Alles muss ich brechen. Mehr wie hundert Mark hat mich der Tee schon gekostet und Ihre Behandlung ebensoviel. Ich weiss nicht mehr, woher ich das Geld nehmen soll. Ich bin so mager geworden und so schwach, dass ich nicht mehr arbeiten kann und Schmerzen habe ich . . und die Kinder zu Hause . . .«

»Seien Sie nur zufrieden, liebe Frau. Ich will Sie mal untersuchen . . .«

Bei der innerlichen Untersuchung erfolgt eine starke Blutung, so dass die Frau in Ohnmacht fällt. Dr. Kimbuski bespritzt sie mit kaltem Wasser, so dass sie sich erholt:

»Liebe Frau, der Krebs ist jetzt mit inneren Mitteln zu Ende kuriert. Nun müssen Sie sich das tote Gewebe nur noch wegschneiden lassen . . ich habe das meine getan . . .«

»Ja, aber, Herr Doktor, Sie haben mich doch immer abgehalten, mich operieren zu lassen, und jetzt . . .«

»Ja, früher, da musste der Krebs erst von innen heraus kuriert werden . . ich will Ihnen etwas gegen die Schmerzen geben.« Er verordnet ihr Morphium, das sie sich in der Apotheke machen lassen soll. Die Patientin sieht den Arzt starr an und geht. Der Apotheker, dem sie das Rezept bringt, legt es zu einer kleinen Sammlung ähnlicher Rezepte desselben Arztes, der sich seiner arzneilosen Behandlung rühmt.

Bei Dr. Kimbuski folgen sich Patienten auf Patienten. ». . . Herr Mosler, wie geht's?«

»Danke, gut, Herr Doktor. Ich hab' wieder zwei Pfund zugenommen.«

»So, jetzt sind Sie auch ganz gesund. Als Sie das erste Mal zu mir kamen, vor fünf Monaten, hatten Sie die Schwindsucht im dritten Grade . . .«

». . Und der Dr. Lamper hatte gesagt, ich hätte eine Neuralgie in den Rückennerven . . .«, unterbrach Herr Mosler den Arzt.

»Nein, die Schwindsucht im dritten Grade. Wenn Sie Ihre »Neuralgie« behandelt hätten, wären Sie jetzt schon lange tot. Nach zwei Monaten waren Sie bei meiner Behandlung schon ins zweite Stadium gekommen, dann ins erste, und jetzt sind Sie gesund.«

»Merkwürdig, dass ich nie einen Husten gehabt habe,« sagte Herr Mosler, »oder doch bloss im Anfang, wo Dr. Lamper sagte, dass ich mich erkältet hätte, davon einen Bronchialkatarrh und zugleich die Neuralgie in den Rückennerven . . .«

»Es war schon ein besonders interessanter Fall, lieber Herr Mosler, und darum auch schwer gleich zu erkennen.«

»Nun, Sie haben es doch auch erkannt, Herr Doktor.«

Dr. Kimbuski verbeugte sich:

»Ich hätte eine kleine Bitte, lieber Herr Mosler.«

»Nur zu!«

»Ich habe Ihre Photographie von damals, als Sie zu mir kamen . . .«

»Da war ich nicht schlecht mager von meinem damaligen Magenkatarrh her, wegen dessen ich eine Zeitlang nichts essen konnte . . .«

»Nein, das war schon die Schwindsucht . . jetzt bitte ich Sie, dass ich Sie wieder photographieren darf, und Sie erlauben wohl, dass ich von den Bildern Gebrauch mache, natürlich in meinen wissenschaftlichen Werken! Ich schreibe keinen Namen darunter.«

»Recht gerne, Herr Doktor.«

»Sie tun der Wissenschaft einen grossen Gefallen damit. Ich danke Ihnen. Ich stelle die beiden Bilder nebeneinander, Schwindsucht im dritten Stadium, Schwindsucht geheilt in fünf Monaten . . .«

»Da werde ich noch ein berühmter Mann, Herr Doktor! Meine Alte wird schauen, wenn sie mich in so einem Buch sieht.«

»Das können Sie sich seinerzeit kaufen, Herr Mosler. Sehen Sie nur zu, dass es viele von Ihren Herren Kollegen im Schlachthaus kaufen; es kann Ihnen allen nur nützen. Es ist populär, fürs Volk geschrieben.«

»Na, die werden schauen, wenn ich da drinn steh'!«

Lachend entfernte sich der gute Metzger Mosler. Und auch Herr Dr. Kimbuski lächelte.

Oberst a. D. Schmelz trat ein. »Morgen, Herr Doktor!«

»Guten Morgen, Herr Oberst!«

»Sagen Sie mal, Herr Doktor, was ist denn das. Da habe ich gelesen, dass der Aerztliche Verein Sie öffentlich einen Kurpfuscher genannt und eine Warnung vor Ihnen erlassen hat?«

»Brotneid, lieber Herr Oberst, von seiten meiner lieben Herren Kollegen, nur Brotneid. Weil ich nicht nach der Schule behandle und weil ich so viel Zulauf habe, ist man mir neidisch. Weil ich monatlich meine 5000 Mark verdiene —

warum soll ich das Ihnen als guter Freund, wie ich Sie wohl nennen darf, nicht sagen — ist man wütend über mich und will mich verderben. Aber ich habe dem Verein einen Brief geschrieben, den er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird.«

»Ja, das habe ich auch gelesen, und Sie sind deshalb vom Aerztlichen Verein verklagt worden.«

»Jawohl, Herr Oberst, es kommt zu einem Prozess; man hat mich provoziert, um dann vor Gericht gegen mich und meine Heilmethode loszuziehen. Ich aber werde Vorteil daraus ziehen. Ich werde einmal den ganzen Schwindel in der Medizin aufdecken. Auf Sie kann ich doch rechnen, Herr Oberst? Sie sind doch auch erst verpfuscht worden, ehe Sie zu mir kamen?«

»Jawohl, Sie haben mir die Augen geöffnet, Herr Doktor. Sie haben mir gezeigt, wohin ich mit meiner alten Mediziniererei gekommen wäre. Sie haben mir gleich gesagt, dass ich bei der Behandlung durch den Herrn Stabsarzt unzweifelhaft um meinen Fuss kommen würde. Die Chirurgen sind gleich mit dem Messer bei der Hand und Stabsarzt Wenker ist einer unserer beschäftigtsten Chirurgen. Nun, es ist bei Ihnen auch so gegangen.«

»Ja, ich meine, ein Bein ist auch etwas wert. Uebrigens hätte ich einen Vorschlag für Sie, Herr Oberst. Ich darf gewisse Arzneien nicht selbst abgeben; und dann macht es einen schlechten Eindruck, wenn ich als Arzt zugleich meine Kräuter verkaufe. Darum hätte ich einen Vorschlag für Sie. Wir gründen eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, die die Tees verbreitet. Sie können gut den Direktor der Gesellschaft machen. Sie haben gar keine Arbeit damit. Nur Ihren Namen brauche ich. Wir drucken einfach auf die Pakete »Gesellschaft Theea«. Ich setze die Mischungen zusammen wie bisher. So kann man mir nichts anhaben. Ich offeriere Ihnen als Direktor monatlich 100 Mark und freie Behandlung, wenn Sie krank werden. Sie brauchen nicht einmal meine Tees resp. unsere Tees zu schlucken, lieber Herr Oberst!« fügte er scherzend hinzu.

»Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Doktor; ich bin überzeugt, dass Sie nichts Unehrenhaftes tun und mir zumuten. Und 1200 Mark Zuschuss zu meiner Pension tun mir recht wohl . . . Abgemacht.«

Er ging.

Dr. Kimbuski lächelte und rieb sich die Hände. Er ging zu seiner Frau und sagte zu ihr: »Anita, es ist leichter gegangen, wie ich geglaubt hatte. Der Oberst macht den Direktor. Jetzt sind wir fein heraus. Morgen schon melde ich die Gesellschaft beim Notar an, damit der Oberst nicht mehr zurück kann. Und bei der Gerichtsverhandlung kann ich schon mit der Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht aufwarten und ihrem Direktor Oberst a. D.«

»Waldimir, die Sache mit dem Prozess kann doch noch recht fatal werden. Der Aerztliche Verein hat alle Koryphäen als Sachverständige geladen.«

»Im Gegenteil, Anita. Du sollst mal sehen, welche Reklame ich daraus schlage. Ich habe es schon im Kopf. Das Publikum ist ja so dumm. Hoffentlich werde ich verurteilt, dann bin ich der Märtyrer meiner guten Sache. Ich werde den ganzen Prozess, natürlich nur das, was ich aussage und meine Patienten — ich habe genug, die gesund geworden sind und das meinen Tees zuschreiben — in einer Broschüre zusammenstellen und die Kollegen als Neidhammel hinstellen. Du wirst sehen, der Prozess nützt mir mehr, als er mir schadet. Und was die Aerzte darüber denken, darauf pfeife ich; ich pfeife auf die Standesehre. — Nachher lasse ich die Photographien klischieren, die ich mir von verschiedenen Kranken habe geben lassen. Ich werde selbst hingehen, damit die Bilder, auf denen sie recht krank aussehen, auch deutlich werden; daneben die spätern. Unter den ersten steht dann: Schwindsucht im dritten Stadium, unter den letzten: Geheilt von mir. Wer kann mir auch bei einer Nachuntersuchung nachweisen, dass sie keine Schwindsucht gehabt haben?«

Es klopft an die Türe; »Die Post, Herr Doktor.«

Es war unter den Briefschaften ein dickes Paket vom Justizrat Enkel: »Der ist mir auch dankbar. Es ist gut, dass ich ihm die Verteidigung übergeben habe.« Sie lasen die Schrift miteinander durch. ». . . Der Vertreter des Aerztlichen Vereins behauptet folgendes: Die Patienten des Herrn Dr. Kimbuski, die er von der Schwindsucht im dritten Stadium geheilt haben will, haben niemals diese Krankheit gehabt. Er hat ihnen die Krankheit eingeredet, um als grosser Heilkünstler dazustehen. Es werden verschiedene Universitätsprofessoren als Sachverständige angeführt, die darlegen werden, dass es eine solche Heilung gar nicht gibt. Auch hat der Gegenanwalt einer grossen Anzahl von Kranken nachgeforscht, die schon in anderweitiger Behandlung gestanden sind. Er will festgestellt haben, dass sie unzweideutig an anderen Krankheiten gelitten haben, als Sie, Herr Doktor, angeben; ferner wird Ihnen fahrlässige Tötung vorgeworfen. Sie hätten Krebskranke abgehalten, sich operieren zu lassen, solange es noch Zeit war, und aus der chirurgischen Klinik werden bestimmte Fälle angeführt, die aus Ihrer Behandlung dorthin kamen und nicht mehr operierbar waren, weil Sie durch Ihr Verfahren die Sache verschleppt haben. Auch liegen Morphiumrezepte, von Ihnen unterschrieben, bei den Akten, obwohl Sie vor Medizin und Giften immer warnen. . . .«

»Nun, das macht mir nicht bange, Anita. Es soll einmal der Gegner als ganz sicher beschwören, dass er meine Krebskranken durch eine Operation gerettet hätte. Das kann niemand beschwören, ich habe mich wohl vorgesehen.«

Und Dr. Kimbuski ging in sein Arbeitszimmer, liess die Patienten stundenlang warten, und schrieb, in der Gewissheit und Hoffnung, dass er in dem Prozess gegen den Aerztlichen Verein wegen Beleidigung verurteilt, sonst aber, da ihm bei den bestehenden Gesetzen nichts nachgewiesen werden könne, freigesprochen würde, schon jetzt den Anfang seiner Broschüre: »Ein Märtyrer durch ärztlichen Brotneid«.



Der soziale Arzt.

Frau Dr. Schwarzmann, die Frau des praktischen Arztes Schwarzmann, sitzt im Ordinationszimmer des Herrn Dr. Ofner. Dieser ist ein Freund und Kollege ihres Mannes.

»Lieber Herr Doktor,« sagt sie, wie entschuldigend, »es tut mir ja leid, dass ich Sie mit meinen Klagen belästigen muss. Aber zu meinem Manne kann ich nicht gehen. Er hat keine Zeit für mich. Für seine Frau! Er hat mit seinen Krankenkassenangelegenheiten, dem Wöchnerinnenheim, der Walderholungsstätte, mit den Milchküchen u. s. w. so viel zu tun, dass er kaum Zeit hat, seine Patienten aufzusuchen, geschweige, für mich etwas zu tun oder mich anzuhören . . er steht mir nie Rede und ich glaube, ich könnte die schwerste Krankheit bekommen, er würde es gar nicht merken . .«

»Darüber klagen alle Ehefrauen der Aerzte, gnädige Frau. Kein Arzt findet Zeit für seine Gattin. Ich kenne Arztensgattinnen, die sich zur Sprechstundenzeit ins Wartezimmer ihres Mannes unter die andern Patienten setzen, damit sie auf diese Weise wie ein gewöhnlicher Sterblicher vorgenommen werden müssen.«

»Das würde bei mir auch nicht viel helfen, Herr Doktor. Mein Mann hat kaum Zeit, seine Sprechstunden abzuhalten. Und weil er so oft nicht da ist, bleiben auch die Patienten aus und die Praxis geht zurück.«

»Nun, das wird nicht so schlimm sein. Ihr Mann ist so tüchtig und dafür nicht nur unter den Kollegen bekannt, dass er gewiss gut vorwärts kommt. Uebrigens ist er doch immer unterwegs?«

»Ja, unterwegs, Herr Doktor, viel zu viel. Aber nicht in seinem eigenen Interesse. Sondern im Interesse seiner Kollegen, für den ärztlichen Stand, für seine sozialärztlichen Bestrebungen . . . aber nicht im Interesse seiner Familie.«

»Es ist ja richtig, dass Ihr Mann in der ärztlichen Standesbewegung eine führende Rolle einnimmt. Ihm ver-

danken wir die Einführung der freien Arztwahl in der Stadt. Wer sich dem Teufel ergibt, den frisst er auf. Nun lässt man Ihren Mann nicht mehr los. Er ist Vorsitzender in der Krankenkassenkommission. Das nimmt ihm viel Zeit weg. Aber er leistet auch Hervorragendes. Das bringt nun mit sich, dass seine Erfahrung überall in Anspruch genommen wird. So muss er bei der Errichtung eines Wöchnerinnenheims mitarbeiten, die Milchküchen kontrollieren etc. Die Säuglingssterblichkeit wird sicher heruntergehen. .«

»Gut, dass wir selber keine Kinder haben! Für diese hätte er auch keine Zeit! Denn er müsste die Abende in den Ausschussitzungen zur Verminderung der Säuglingssterblichkeit zubringen! Wir könnten auch keine Kinder brauchen, der Kosten wegen!«

»Sie sind bitter, gnädige Frau. Ihr Mann hat doch eine gut zahlende Klientel und sehr viele Kassenpatienten.«

»Das ist ja mein Kummer, Herr Doktor. Gewiss könnte mein Mann genug verdienen. Aber er kommt kaum dazu, seine Rechnungen auszuschreiben; denn wir müssen so viele Schreibereien für seine Kommissionen erledigen, dass wir keine Zeit erübrigen, die eigenen zu erledigen. Dabei vergisst er, die Hälfte seiner Besuche aufzuschreiben. Wer gibt ihm und wer gibt mir etwas für unsere vielen Arbeiten?«

»Nun, er könnte sich doch auf Kosten seiner Vereine ein Schreibfräulein halten?«

»Sagen Sie ihm das einmal, bitte, Herr Doktor! Daran denkt er nicht. Hören Sie, was er tut: Kommt irgend eine arme kranke Person, von der er glaubt, dass sie durch irgend ein neues teures Instrument schneller gesund werden könnte, so telephoniert er gleich nach diesem Instrument, einerlei, was es kostet. Ich sage Ihnen, oft hat ihn eine Konsultation, für die er 2 oder 3 Mark bekommt, selbst 10 oder 20 Mark gekostet. Dann liegt das teure Instrument da und wird vielleicht nie mehr gebraucht.«

»Etwas praktischer sollte Ihr Mann schon sein. Der praktische Sinn geht uns Aerzten oft ab. Besonders für

unsere eigenen Interessen. Das haben sich der Staat und das Publikum wohl zunutze gemacht. Daher kommt unser wirtschaftliches Elend. Ich will einmal versuchen, ein wenig auf Ihren Mann einzuwirken.«

»Ja, bitte, tun Sie das. Wenn Sie ihn nur dahin brächten, dass er nicht mehr in die Vorstandschaft des Vereins geht.... Ich glaube, daher rührt meine Krankheit. Ich brauche Liebe um mich, jemand, an den ich mich anschmiegen kann. Ein Kind haben wir nicht. Nun bin ich meist bis nachts ein, auch zwei Uhr allein — denken Sie sich nichts Falsches dabei — und liege allein in meinem einsamen Zimmer und warte. Dann kommt mein Mann nach Hause, ganz erfüllt von seinen Ideen und den Erregungen der Sitzungen. Dann redet er mit mir noch lange über all das, was ihn erregt hat. Ich muss zuhören über Frauenheim, Bahnärzte, Aerztekammer, Säuglingsfürsorge etc. und werde so müde ... Steine, statt Brot. Da wird man gereizt und es gibt böse Worte.«

»Arbeiten Sie gerne mit Ihrem Manne auf seinem sozialen Gebiete, Frau Doktor?«

»Sehr gerne. Ich bin Waisenpflegerin geworden und besuche die armen verlassenen Kostkinder. Ich tue, was ich kann. Aber das füllt mich nicht aus. Ich brauche meinen Mann und ein eigenes Kind. Nun war mein Mann wieder fünf Tage fort. In Münster auf dem Aerztetag. Er hat dort das Referat über die Kurpfuscherei gehalten. Er hat ja für den ärztlichen Verein den bekannten Prozess gegen den Schwindler Kaiser geführt.«

»Das war ein grosses Verdienst Ihres Mannes. In den Augen der Gebildeten ist der Pfuscher gerichtet.«

»Glauben Sie, Herr Doktor, wirklich? Wir, mein Mann und ich, haben andere Erfahrungen gemacht. Das Verdienst von seiten der Aerzte ist nicht gross, wenigstens was den Dank betrifft. Sie behaupten zum Teil, dass durch den Prozess dem Schwindler nur Gelegenheit zu grosser Reklame gegeben worden sei. Das muss mein Mann jetzt auch noch hören! Und welche Aufregungen und welchen Zeitverlust wir hatten, davon können Sie sich keinen Begriff machen.«

»Ja, das ist richtig. Idealismus wird von keiner Seite in der Welt honoriert. Aber schliesslich findet Ihr Mann in sich den Lohn der Befriedigung.«

Frau Dr. Schwarzmann lächelte bitter.

Dr. Ofner fuhr fort: »Es ist übrigens sogar ein Glück für den Arzt, wenn er nicht einzig im ‚Krankenbehandeln' aufgeht. Nur der Arzt wird in der Welt seinen Platz ausfüllen, der an den sozialen Werken teilnimmt und sich darin betätigt. Der Arzt der Zukunft wird überhaupt viel mehr eine soziale Mission haben, als der gegenwärtige und noch mehr, wie der vergangene. Es wird sich eine Spezialität herausbilden aus dem ärztlichen Stand: Der soziale Arzt. Er wird für die Wohlfahrtseinrichtungen, hygienischen Forderungen des Staates wie der einzelnen Familien und Personen zu sorgen haben. Ihr Mann eilt dem Flug der Zeit voraus und die Gegenwart honoriert ihn nicht dafür. . . .«

»Ja, aber ich lebe in der Gegenwart, Herr Doktor, oder möchte wenigstens ohne Sorgen in der Gegenwart leben.«

Frau Dr. Schwarzmann stand auf: »Also, bitte, lieber Herr Doktor, sprechen Sie einmal eindringlich mit meinem Mann und seien Sie mir nicht böse, dass ich zu Ihnen gekommen bin.«

»Im Gegenteil, gnädige Frau; ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und mit Ihrem Manne will ich einmal reden.«

Frau Dr. Schwarzmann ging mit ihren Sorgen weg.

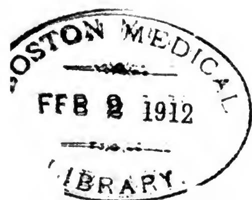
Dr. Ofner aber ging nachdenklich in seinem Ordinationszimmer auf und ab: »Eine undankbare Aufgabe, die sich der Kollege aufgeladen hat. Diese Summe von Arbeit und Mühe und dafür vielleicht ein Körnchen von Erfolg, aber kein Atom von wirklicher Anerkennung und Dank. Er ist einer der Arbeiter, die schaffen und organisieren und aufbauen. Und dann, wenn die Basis geschaffen, kommen die Streber, die eine gute Witterung haben, und setzen sich fest und ernten den Dank und Gewinn. Welcher Idealismus steckt doch in dem Menschen!

Wie ich ihn beneide. Trotz alledem.

Arme Frau!«



Kurierfreiheit.


BOSTON MEDICAL
FEB 2 1912
LIBRARY

In der Steinstrasse wurde heute morgen der Schuhmacher Stahl tot in seinem Bette aufgefunden. Seine Frau war vor einigen Tagen an einem Krebsleiden gestorben. Vier Kinder im Alter von fünf Monaten bis zu vier Jahren wurden ins Waisenhaus gebracht. Wie sich herausstellte, hat sich Herr Stahl vergiftet. Motiv unbekannt.

(Zeitungsnotiz.)

Wenn man von der Strasse aus die Wohnung des Schusters betrat, kam man zuerst in einen schmalen Raum, in dem eine Masse von schweren, zerrissenen Arbeiterstiefeln lag, die einer Reparatur bedurften. Es lag der Geruch von Tran und Pech und Leder in dem Arbeitsraum, und auf einem Dreifuss sass der Schuster und sohlte solch ein Paar Arbeiterstiefel. Direkt von diesem Raume ging es in eine andere feuchte Stube. In ihr stand ein altes Sofa; vor diesem ein ungehobelter Tisch. Ein Kochherd und zwei feuchte Betten vervollständigten das Mobiliar, das nur noch durch ein Porträt des Prinz-Regenten an der Wand ergänzt wurde. Das Zimmer und die Betten rochen nach Armut und kleinen Kindern und monatealtem Schweiss. Damit vermischte sich noch der Geruch aus der Schusterwerkstätte. In dem einen grossen Bette lag ein jämmerliches, ein paar Monate altes, menschliches Wesen, ein Kind, von grauweisser Hautfarbe; elend abgemagert; im Munde hatte es einen Fetzen Leinwand, in welchen ein Stück gekauten Brotes eingebunden war. An diesem eingebundenen Brotbrocken saugte das Kind seine tägliche Nahrung und saugte es die Ruhe, die der Schuster zu seiner Arbeit brauchte und saugte es den geringen Widerstand gegen die grosse,

dauernde Ruhe draussen in der Erde. Auf dem Sofa lagen zwei schmutzige kleine Kinder von etwa zwei und drei Jahren; ein vierjähriges Kind sass auf dem Tische. Es hatte ein grosses, altes Messer in der Hand, mit dem es spielte. Und neben ihm auf dem Tische lag ein halber Laib Brot und die nackten Beinchen des Kindes und sein Leib rutschten auf dem Tische umher und auf dem Brot und auf dem Messer . . .

Ueber einen kleinen Gang kam man in ein schmales Zimmer, in dem an den zwei Längswänden je ein Bett stand, zwischen denen ein ganz schmaler Raum übrig blieb. In den Betten lagen ein paar Strohsäcke und überzogene feuchte Kissen. Ein alter Schrank und ein Koffer bildeten die übrige Ausrüstung des Zimmers. Von den Mörtelwänden war der Kalk vielfach abgefallen und die roten Backsteine schauten hervor.

In einem der Betten liegt ein zum Skelett abgemagertes junges Weib. Ein fürchterlicher Geruch von Feuchtigkeit, Krankheit und Verwesung liegt wie ein stickiger Nebel in dem elenden Raum, dessen einziges Fenster ohne Vorhänge in den düsteren Hof hinaussieht. Die Armut und das Elend und das Ahnen des Sterbens verliert zuletzt die Scheu vor den Nachbarn, die gleiches Elend durchkosten und daran gewöhnt sind.

Der eintretende Arzt, der durch das Schusterzimmer mit seinem Schustergeruch und durch das andere Zimmer mit seinem Schuster- und Kinder- und Armutsgeruch durchgegangen war, roch hier sofort neben all diesen beklemmenden Gerüchen den Hauch von Krankheit und mit seiner erfahrenen Nase roch er den speziellen Geruch der Krankheit: Krebs.

Die junge Frau von 26 Jahren hatte vor vier Monaten das vierte Kind geboren, das drüben an seinem Leinwandlappen saugte, und seit diesen vier Monaten lag die Frau in diesem Raume, in diesem entsetzlichen Bette und war von Tag zu Tag verelendet, am Krebs; und sie wird nicht

mehr aufstehen aus diesem Bette, diesem feuchten, elenden Loche, das all ihre Schmerzen und Seufzer und Todesängsten angesehen hat.

Die Frau sah den Arzt an, müde und verzweifelt; aber nicht mit der verzweifelnden, ohnmächtigen Sucht zum Widerstand gegen die Krankheit, sondern mit der Resignation, die sich nach dem schweren Verzweiflungskampfe einstellt. Nur beseelt von dem Wunsche, schmerzlos zu sein, so lag sie da. Der Arzt zog seinen Rock aus und untersuchte schonend die Kranke und, was ihm sein Geruchssinn schon gesagt hatte, was ihm der blosse Anblick der fahlen Haut der Kranken, ihres Auges, ihrer ganzen Erscheinung gesagt hatte, bestätigte nun die Untersuchung: Krebs des Unterleibes, nicht mehr operierbar. Todesurteil. Voraussichtliche Lebensdauer der Frau zwei bis drei Monate. . . .

Der Arzt sprach dann mit dem Schuster, drüben in dem Zimmer, wo die vier Kinder hausten, wo die drei auf dem Sofa mit dem Brote und dem Messer herumrutschten und das vierte seinen Brotbrocken aussaugte. . .

»Ihrer Frau ist nicht mehr zu helfen. Wir müssen sehen, ihre Schmerzen zu lindern. Auch eine Operation wird nichts mehr nützen.«

Und der Arzt verordnete das, was ihr die Schmerzen lindern und ihr das Ende erträglich machen konnte und das Elend, das unsagbare. —

Der Arzt sah öfters nach der Kranken. Da sass der Schuster immer an der Arbeit, ob der Arzt am Morgen kam oder spät am Abend, und die Kinder krabbelten immer auf dem Fussboden oder auf dem Tische oder auf dem alten Sofa umher und der Kochherd spendete immer das bischen Wärme für die ganze Behausung und wärmte die dünne Milch oder den dünneren Kaffee.

Ein paarmal war der Schuster zu dem Arzte in die Wohnung gekommen.

»Schreiben S' mir wieder von der Medizin auf zum

Einspritzen. Das ist das einzige, was ihr hilft und ihre Schmerzen nimmt.« —

Es waren sechs Wochen vergangen und der Arzt war öfters dort und der Schuster zuweilen bei ihm gewesen.

»Herr Doktor, sie hat halt immer solchen Trost, wenn Sie bei ihr waren . . kommen Sie wieder . . darum hab' ich Sie ja noch genommen, als Spezialfrauenarzt . . i zahl's scho' . . .«

Solche Zahlungsversprechungen kannte der Arzt und er hörte ruhig die Bitte des Schusters an und ging des öftern zu der kranken Frau hinaus in die Vorstadt.

Die Frau begann am lebenden Leib zu verfaulen und die Kinder waren noch elender und schmutziger geworden und die Werkstätte und die Zimmer waren sehr unsauber geworden neben all dem alten Schmutz. Die Hausfrau starb da drüben, der Schuster musste Stiefel flicken, Tag und Nacht; wer soll da sauber machen und die Kinder reinigen? Eine barmherzige Schwester machte der Kranken die notwendigen Einspritzungen und kam ein paarmal des Tages in den entsetzlichen Raum, wo sie keinen Stuhl fand, sich niederzusetzen.

Eines Tages war der Schuster bei dem Arzte in der Wohnung. Er trug den Geruch seiner Werkstätte, der ungepflegten Kinder, der ungewaschenen Windeln und der tötenden Krankheit in die Wohnung des Arztes.

»Herr Doktor, weil Sie so gut sind, schauen S', was tut man nicht . . . da ham mir die Weiber verrat'n, i' soll das Gichtmittel anschaff'n aus der Plinganserstrass'n. Dort wird's verkauft. Ich hab's kauft. Für 3 Mark. Nix hat's g'holfen. Und i' will's Eahne sag'n: bevor dass i' zu Eahne kemma bin, hab i' an Naturheilkundigen kemma lass'n. Er hat sich in der Zeitung anpries'n g'habt. Der hat g'sagt, er macht mei' Frau g'sund. Sie war noch nit so krank. Und mir ham seine Wickel g'macht und an Tee hat er jeds'mal mitbracht. Ich hab' ihn auch glei' jeds'mal zahl'n müssen. Zwei Mark für den B'such und a Mark fufz'g für den Tee. Er

war mehr wie zehnmal da. Und immer hat er g'sagt, lassen S' Ihre Frau ja nit operieren, ich mach sie g'sund. Ich hab' bis in die Nacht nei arbeit'n müssen, damit ich ihn immer glei' hab' zahl'n können. Wie's immer schlechter is wor'n und bei meiner Frau Blut und Materie abgang'n is, hat er g'sagt: So, Herr Stahl, hat er g'sagt, jetz' hab' ich die Krankheit ausgetrieb'n. Jetzt geht sie schon mit dem Blut fort. Jetzt holen Sie einen Arzt, der braucht das brandige Fleisch nur noch fortzuschneiden, dann ist Ihre Frau gesund. Dann ist er nimmer kommen . . . da hab' ich Ihnen g'rufen. . . .«

»Ja, so machen es die Leute alle. Die Pfuscher und die Naturheilkünstler und Heilpraktiker und all die andern, wie sie sich nennen. Wenn Sie damals, als die Krankheit anfing, einen Arzt geholt hätten, wäre Ihrer Frau vielleicht geholfen worden. . . .«

»Und mei'm Geldbeutel«, fügte der Schuster hinzu. Dann drehte er den Hut in der Hand: »Herr Doktor, ich muss Ihnen noch was sagen. Sie wissen, die Weibsbilder lassen einem kei' Ruh'. Und da, vor'ge Woche, hab' ich noch was ang'schafft . . . ein Pulver hat's schon genommen; i' hab's Eahne mitbracht. Krebspulver, vielleicht helfen's was?«

Er zog aus der Tasche ein Kuvert. Auf demselben stand:

»A. Stroop, Neuenkirchen, Kreis Wiedenbrück i. Westf.
Nachnahme Mk. 6.50. Sechs Mark 50 Pfennige.
Herrn Aug. Stahl, Schuhsohlerei, München, Steinstrasse.«

In dem Kuvert fand der Arzt zwei Pulver und ein paar gedruckte Zettel.

»Herr Doktor«, sagte der Schuster: »ein Pulver hab' ich der Frau schon geb'n. Am 21. Dezember. So war d'raufgestanden. G'spürt hats' nix davon.«

Auf den zwei Pulverhüllen stand »Einnehmen am 18. Januar 1908« und »einnehmen am 15. Februar 1908«. Ein gedruckter Zettel lautete: »Sie empfangen hierbei die gewünschten Pulver. Dieselben müssen genau an den darauf verzeichneten Tagen und nach der beiliegenden Gebrauchs-

anweisung eingenommen werden. Nach Verbrauch bitte ich um gütige Mitteilung über den Erfolg. Hochachtend A. Stroop.«

Mit Tinte geschrieben stand daneben: »Mit Neumond hat die Kur zu beginnen! Wenn Sie unvermögend sind, will ich Ihnen mal glauben. Sonst lasse ich nur Preisermässigung eintreten, wenn die Beglaubigung des Bürgermeisters oder Pfarrers beiliegt.«

Die Gebrauchsanweisung lautet: »Pulver gegen Krebsleiden!... Man nimmt an drei aufeinanderfolgenden Monaten je ein Pulver, und zwar jedesmal am ersten Tage nach Eintritt des Neumonds vor Sonnenaufgang. . . .« Ein anderer Zettel: »Krebsleiden heilbar!«

Durch Dankbarkeit eines ausländischen Militärarztes, der während des siebenjährigen Krieges tödlich verwundet bei meiner Familie Aufnahme und monatelang eine sorgsame Pflege gefunden hatte, ist meine Familie in den Besitz eines Mittels gelangt, das seitdem — also seit fast 150 Jahren — unzähligen Menschen Heilung vom Krebs gebracht hat, einem Leiden, das man allgemein als unheilbar zu bezeichnen pflegt . . . sicheren Erfolg bei Krebsleiden — gleichviel, ob innerlich oder äusserlich, unbedingt gewährleistet. Die Kosten im ganzen 10 Mk., ausschliesslich Porto und Nachnahmegebühr, dürften in Anbetracht der sicheren Heilung kaum ins Gewicht fallen . . .« und dann führt das Blatt eine Menge von Dankschreiben an, die das »werte« oder »geschätzte« Mittel bestellen. Und vor allem sind es Pastoren und Pfarrer, die mit Namensunterschrift ihren Dank aussprechen.

»Herr Stahl«, meinte der Doktor, »ich will es Ihnen nicht übel nehmen, dass Sie in Ihrer Not hinter meinem Rücken nach solchen Strohhalmen griffen. Ich achte es sogar, dass Sie für Ihre arme Frau alles tun. Aber wie können Sie als armer Mann das Geld für solchen Schwindel hinauswerfen?«

»Es steht doch in der Zeitung, Herr Doktor, schauen S', da steht's. In allen hiesigen Zeitungen steht's: »Ist Krebs-

leiden heilbar?« Wenn das ein Schwindel wäre, dann tät' doch die Polizei nicht leiden, dass es gedruckt wird? Sie konfisziert doch alleweil eine Zeitung, wenn was Unrechts drinn steht?«

Und er brachte eine Reihe von Annoncen zum Vorschein, die er sich aus den Tageszeitungen herausgeschnitten hatte.

Der Herr Doktor sah ein, dass es vergebliche Mühe wäre, dem einfachen Schuster klar zu machen, dass im Deutschen Reiche jedweder Mensch jedwede Krankheit und jedweden Kranken behandeln darf. Dass jedweder Mensch das gesetzliche Recht hat, die Not und die Angst und die Verzweiflung seiner kranken Mitmenschen zu seinem Vorteil auszunützen. Dass jeder Verbrecher und jeder gewinnsüchtige Mensch gesetzlich geschützt ist, wenn er dem ärmsten der armen Menschen, dem verzweifelnden Unheilbaren, Versprechungen macht auf Heilung und Genesung und ihm sein letztes Geld aus der Tasche zieht. Der Arzt hatte zu oft selbst verzweifelt am Bette einer Sterbenden gestanden, um nicht zu begreifen, wie jedwedes Versprechen ein fester Block des Vertrauens ist für den Kranken und seine Umgebung. Und darum nahm er es dem Schuster nicht übel, dass er sich das Krebsmittel gekauft, dass er die »Pfuscher« gemästet mit seinem geringen Verdienst. Oft genug hatte der Arzt beobachten können, wie sich die Pfuscher, die das Einträgliche des Heilungsversprechens gewittert haben und unter dem Schutze des Staates ihr Gewerbe ausüben, herandrängten an das Krankenbett der Unheilbaren. Er hatte gesehen, und mit ihm all seine Kollegen, wie sich hinter seinem Rücken Leute, die sich Naturheilkundige, Heilkünstler etc. nennen, und andere Existenzen ans Krankenbett schlichen und ihren Rat erteilten, der ihnen um so leichter fiel, als ihr Gewissen durch keine Sachkenntnis beschwert und gestählt ist. Er wusste auch aus den von den Aerzten geführten Statistiken, aus welchen Elementen sich diese Kurpfuscher im Deutschen Reiche zusammensetzen. Jedweder Stand ist da vertreten von der Stallmagd bis zum

Pfarrer, vom Schauspieler bis zum Schäfer, vom zuchthausbestraften Verbrecher bis zum verkrachten Rechtsanwalt. Erschreckend viel Existenzen, die im Leben Schiffbruch gelitten und entehrende Strafen erhalten haben, sahen und sehen im Deutschen Reiche mit gutem Instinkt in der Behandlung ihrer kranken Mitmenschen einen lockenden und einträglichen Erwerbszweig. Denn es herrscht im Deutschen Reiche uneingeschränkte Kurierfreiheit. Nur darf der nichtapprobierte Arzt kein Rezept verschreiben! Aber er hat das vor dem Arzte voraus, dass er eventuell wegen fahrlässiger Tötung freigesprochen wird, weil das Gericht annehmen musste, dass er aus Unbildung die Gefahr nicht kannte! Der Arzt aber, der infolge seiner Bildung solche Gefahr kennen muss, würde im gleichen Falle verurteilt!

Der Arzt nahm das eine der zwei Pulver: »Herr Stahl, lassen Sie mir das eine Pulver da. Weihnachten ist vor der Tür. Ihre Frau soll es am 18. Januar einnehmen. So steht darauf. Bis dahin wird sie wohl voraussichtlich nicht mehr am Leben sein. Wenn ich mich aber täuschen sollte, werde ich Ihnen das Pulver nicht vorenthalten. Hätten Sie für Ihre Kinder und Ihre Frau für die 6 Mk. 50 Pfg. etwas zu Weihnachten gekauft!«

»Ja, ich hab' so mein letztes Leder versetzen müssen, um dem Mann das Geld zu schicken. Jetzt hab' ich keinen Pfennig mehr zu Haus . . . und auch kein Stück Leder mehr.«

Er schwieg. Man sah, er war noch nicht fertig. »Herr Doktor, wenn S' so gut wären und mir von den Tropfen zum Einspritzen mitgeben täten. Ich hab' keine mehr und auch kein Geld, sie zu kaufen.«

»Sehen Sie, das darf ich nicht. Der Arzt, der dem Kranken Medikamente in die Hand gibt, wird bestraft. Nur der Apotheker darf das tun. . . .«

Da fing der Schuster wieder an, an seinem alten Gedankengang anknüpfend: »Ja, aber warum darf denn jetzt dös in die Zeitung nei': mit dem »Krebsleiden heilbar«?

Und warum darf dann ein Weibsbild einen Vortrag halten, dass sich keine Frau operieren lassen soll? Sehn S', da war neulich überall ein Plakat ang'schlagen und von der Polizei war der Stempel d'rauf: »Operieren bei Frauenkrankheiten! Grosser öffentlicher Vortrag von Frau Winkler aus Berlin. Es ladet alle Kranken dazu ein der Naturheilverein.« Da bin ich dort g'wesen. Da hätten S' hören können, Herr Doktor, wie die Frau auf die Doktors g'schimpft hat! Keine Frau soll sich operieren lassen, die Naturheilkunde heilt alle Frauenkrankheiten ohne Operation. Die Aerzte operieren nur, weil das mehr einbringt, und da hab' ich auch kein Zutrauen mehr zum Operier'n g'habt. Jetzt, warum darf denn das sein und die Polizei stempelt's noch ab?«

»Herr Stahl, ich habe es Ihnen ja schon gesagt, weil im Deutschen Reiche Kurierfreiheit ist, weil jeder kurieren darf, der nur will, jeder Schwindler, jeder Zuchthäusler, jedes alte Weib, auch jeder Schuster, Herr Stahl, auch Sie haben Kurierfreiheit und können kurieren, wen und wann Sie wollen.«

»Kurierfreiheit . . ? . . ! . .«

Es ist nicht mehr nachzuweisen, was der Schuster sich darunter zurechtlegte. Es ist nicht mehr nachzuweisen, wie er die Worte des Arztes über die Kurierfreiheit in seinem kleinen Verstande umherwälzte. Es ist nur ersichtlich geworden, dass ihn nach dieser Unterredung ein verzweifeltes Gefühl der Freiheit überkam.

»Freiheit«, klang es ihm nach aus dem Wort Kurierfreiheit. »Freiheit! Der Staat gibt Dir das Recht zur Freiheit und Du selbst darfst kurieren, Du hast die Freiheit dazu. Der Herr Doktor hat's selbst g'sagt. Wie hat er g'sagt? Herr Stahl, hat er g'sagt, auch Sie können kurieren, auch Sie haben Kurierfreiheit!«

So dachte der Schuster und daraus entsprangen folgende einfache, nackte Tatsachen, für welche die Belege und Beweise vorliegen. —

Der Doktor liess das Pulver untersuchen. Es bestand

aus Trifolium fibrinum. Davon kosten zehn Gramm fünf Pfennige. Soviel enthielten die drei Pulver zusammen nicht einmal. Ausserdem waren die Pulver, wenn auch nicht aus dem siebenjährigen Kriege, so doch schon so alt und abgelegen, dass ihr Wert, der an sich fast Null ist, völlig ausser Betracht kam. Denn Trifolium fibrinum wird überhaupt nicht mehr gegeben, da es nicht mehr wert ist, wie etwa ein Zwetschgenkern.

Des ferneren ist es der nackten Wahrheit entsprechend, dass die Frau des Schusters am 30. Dezember an ihrem Krebsleiden verstarb, ehe sie das zweite »sicher heilende« Krebspulver hätte einnehmen können. Und es ist nur die nackte Wahrheit, dass der Schuster Nächte hindurch die Stiefel der Arbeiter gesohlt hatte, um den Naturheilkundigen zu bezahlen, der jedesmal sofort 3 Mk. 50 Pfg. beanspruchte und erhielt für seinen Rat, die Frau nicht operieren zu lassen. Uebrigens hatte ihn der Schuster bei seinem letzten Besuche nicht bezahlen können, weshalb der Heilkünstler ihm von sich und seiner Frau ein Paar Stiefel zum Sohlen schickte an Stelle der Zahlung. Dieser Beweis der Zahlungsunfähigkeit hatte dann auch wohl den Ausspruch der von ihm vollzogenen Heilung des Krebses beschleunigt! Und es ist nur der nackten Wahrheit entsprechend, dass am Tage nach der Beerdigung der Frau des Schusters dieser keinen Pfennig Geld mehr besass, da er alles Geld an Schwindelmittel und Schwindler ausgegeben hatte. Dass er kein Stück Leder mehr besass, um Schuhe zu sohlen, da er das Geld an Herrn Stroop nach Neuenkirchen hatte schicken müssen für das Krebspulver für seine kranke Frau. Und es ist nackte Wahrheit, dass die vier Kinder in das Waisenhaus kamen und die Schuhsohlerei sich in alle Winde verflüchtigte: denn der Schuster war tot am Tage nach der Beerdigung seiner Frau.

Er hatte nämlich über die Kurierfreiheit weiter nachgedacht: »Wenn jeder kurieren darf im Deutschen Reich und ich auch, da kann ich mich ja auch kurieren. Mich

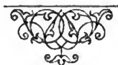
kurieren von allen Sorgen und Schmerzen und Krankheit und Elend. Auch meine armen Kinderchen kurieren von Hunger und einer bösen Frau, der ich sie geben müsste. Geld hab' ich keins mehr. Das hab' ich den Schwindlern gegeben. Frau hab' ich keine mehr; die hat so jung sterben müssen. Vielleicht bin ich dummer Kerl schuld daran? Warum hab' ich den Schwindlern und alten Weibern geglaubt? Ja, gewiss, ich bin schuld daran!« Da überkam ihn eine furchtbare Angst, dass er schuld sei an dem Tode seiner Frau. »Leder hab' ich auch keins mehr. Geborgt krieg' ich keins, weil ich nicht mal die Leich' hab' zahlen können. Wie kann ich da helfen zu all dem Jammer und Elend? Wie kann ich das kurieren? Halt, ich darf ja kurieren! Meine Frau hat's eigentlich gut. Die ist kuriert. Der tut nichts mehr weh. Die haben die Schwindler, die nichts können, gut kuriert. So gut kann ich auch kurieren. Ja, das kann ich. Das wär' eigentlich das beste; wie meine Frau tot sein, totkuriert sein. Die Tropfen von ihr könnten mich kurieren. Es sind noch soviele da und der Doktor hat g'sagt, ich soll sie wegschütten, damit sie niemand trinkt. Das wär' gefährlich. Nein, Herr Doktor, das sind gute Tropfen, die heilen, die kurieren. Wenn ich die trinke, alle, dann bin ich die Sorgen und das Elend und die Schande los und all das ist doch die ärgste Krankheit. Es lebe die Kurierfreiheit!«

Da schüttete der Schuster alle Reste von den vorhandenen Medikamenten zusammen. Die innerlichen und äusserlichen, alles, was er in dem hinteren Zimmer vorfand, bis es ein Topf voll wurde. Dann trank der Schuster, dem die im Deutschen Reiche gesetzlich geschützte Kurierfreiheit das kleine Vermögen und den ganzen Lebensmut genommen, die Reste aller Arzneien seiner krebskranken Frau. Er trank noch ein paar Gläser Schnaps darauf und legte sich in das feuchte Bett in dem feuchten kalten Loch, in dem seine Frau gestorben war, und in dem alles noch nach ihrer Krankheit roch. Und andern Morgens wachte er nicht mehr auf

und hatte sich kuriert von allen Sorgen, aller Geldnot, von Kindern und Stiefeln und Schnaps und Plackerei .... und wachte nicht mehr auf ....

Er war tot. Man fand keinen Pfennig Geld in der Wohnung. Die Kinder wurden ins Waisenhaus gebracht. Der Arzt las in der Zeitung die Notiz, dass sich der Schuster Stahl vergiftet hat, nachdem seine Frau kurz vorher gestorben war.

Und indem der Arzt den Posten »Stahl« in seinem Buche durchstrich und hinter den Namen der Frau ein Kreuzchen setzte, seufzte er bitter: »Es lebe die Kurierfreiheit!«



Das Testament.

Am Walchensee, den 28. Dezember.

Liebe Anna!

Wie ich Dir schon nach Trient telegraphiert habe, konnte ich Weihnachten nicht zu Dir kommen. Wie schön hatten wir es uns ausgemalt, dass wir zwei und unser Kind zusammen im Süden einen Weihnachtsbaum anzünden wollten! Du würdest Dich dann von Deinem Husten erholt haben, den Du den Herbst über nicht loswerden konntest, und ich würde Dich nach Weihnachten zurückholen in unser Heim.

Statt dessen bekamst Du eine Depesche von mir, dass ich beruflich in letzter Stunde verhindert worden bin, zu kommen. Du weisst, dass es etwas sehr Dringendes gewesen sein muss, das mich abhalten konnte, und darum wirst Du mich auch weniger schwer vermisst, wenn auch schwer ersehnt haben; genau wie ich Dich.

Und wo, glaubst Du, dass ich bin? Sieh', in dem kleinen Gebirgsdorf, in dem ich vor vielen Jahren einsam als Arzt tätig war. Es ist derselbe Schnee, wie damals, derselbe zugefrorene See, derselbe alte Weg über die Alpen. Nur durch die Eisenbahn ist alles etwas näher gerückt und einige Häuser sind neu erstanden. Die Menschen, die ich damals sah und behandelte, sind älter geworden. Die ein Mädchen war, ist Posthalterin geworden und hat inzwischen fünf Kinder bekommen, und ihr Vater, den ein Schwein in die Hand gebissen hatte, ist tot.

Aber noch mehr: der lange Steg, der damals über den Kochelsee führte, und den ich hundertmal passiert hatte,

wenn ich die vom Schweine gebissene Hand verbinden musste, oder sonstwie hier im Dorfe zu tun hatte, auch er ist inzwischen gestorben. Der gute, alte Steg! Wenn der See recht hoch stand, dann musste man von der überfluteten Landstrasse auf den Steg hinaufsteigen, der an ihrem Rande erbaut war und mit ihr dahinlief, mitten durch den Rohrsee. Dann schwammen zu den Füssen die Duckenten im Wasser und schwammen durch die Füsse des Steges hindurch und über die überflutete Landstrasse.

Das alles ist nicht mehr möglich. Man hat die Eisenbahn in die Nähe gebaut und den See reguliert, so dass aus dem Rohrsee ein grosses Stück trockenen Landes geworden ist. So wurde der Steg überflüssig und er ist gestorben.

Und soviel anderes ist auch gestorben. Auch meine junge, stürmische Jugend ist gestorben, mit der ich damals hier war. Aber heute nacht ist sie aus dem See heraufgestiegen. Der See schlug dieselben Jugendwellen an das Haus in der schlafenden Nacht; und als ich nachts einmal aufstand, geweckt von dem silbernen, ruhigen Mond, der draussen aufging, und als ich hinaussah auf die mondbeschienene, schöne Landschaft, auf die Berge, den See, da, in einem Momente stiegen jene Jahre wieder auf, die ich dort verlebt hatte.

Das sind jetzt ein paar Tage her. Es war Weihnachten und draussen standen Tausende von Weihnachtsbäumen, schneebeladen und mit Tannenzapfen übersät, die der Schnee beweisste. Von den vielen Sternen herunter kamen Millionen von Strahlen und glitzernden Fäserchen und übersäten die tausend Weihnachtsbäume mit Flimmer und Flitter, dass sie glitzerten wie die Christbäume in den Stuben.

Wie aber war ich dahingekommen, da ich doch zu Dir wollte nach dem warmen Süden? Es ist etwas Seltsames und Merkwürdiges und ich will es Dir erzählen. Ich will nichts hinzusetzen und nichts erklären. Ich will nur berichten.

Es ist eine Antwort auf so viele Fragen, die wir besprochen haben.

Es ist ein Trost für so manche Sorge, die Dich beschlichen hat.

Weisst Du noch, liebe Anna, wie es war, als ich Dich kennen lernte vor Jahren? Du warst ein kluges Mädchen. Du warst sogar ganz anders, als die anderen Mädchen, besonders die Mädchen Deines Kreises und auch die Frauen Deines Kreises. Man konnte mit Dir reden. Ich war erstaunt, wie Du über alles redetest, wo andere Deines Kreises aufhörten, zu reden, oder auch dem Gespräch eine andere Wendung gaben. Du aber warst von einer Unschuld in der Anschauung der Natur, die mich entzückte. Ich sprach mit Dir über alles. Du gabst mir in allem natürliche Antwort. Dein Instinkt, Deine Lauterkeit liessen Dich alles richtig sehen. Und auf einmal merkte ich, dass Du von den tatsächlichen letzten Dingen gar nichts wusstest. Es war Dir trotz Deiner 24 Jahre nie ein Bedürfnis gekommen, über die letzten Dinge zu reden, weil Du, erzogen in einem rein ästhetischen Denken, alles in reinstem Lichte sahst ... doch das alles versteht nur der, der, wie ich, eine solche Enttäuschung erlebt hat. Es gibt eben auch Enttäuschungen für die stärksten Pessimisten und dann sind es Enttäuschungen nach der guten Seite hin. Solche aber erscheinen dem Aelteren und Erfahreneren als Wunder.

Weisst Du noch, wie wir uns über das Sterben unterhielten? Dein Onkel mit seinen Millionen und seinen Aerzten, mit seinen vielen Verwandten, seinen vielen Orden und seiner vielen Religion lag im Sterben, und Du erzähltest mir, wie er sich gesträubt hatte, zu sterben. Er wollte einfach nicht sterben. Er wollte seine Orden und seine Millionen und seine Verwandten nicht verlassen. Und er benützte seine Orden und seine Millionen, seine Verwandten und seine Religion, um gegen das Sterben zu kämpfen, besonders, um gegen die Angst vor dem Sterben zu kämpfen: diese fürchterliche Angst, fortzumüssen von all dem Schönen, Guten und Herrlichen, von all seinen Schätzen und Büchern. Du hast mir erzählt, wie Tag und Nacht stets ein Arzt um ihn sein musste, wie er

stöhnte und jammerte und sich die Haare riss darüber, dass all seine Freunde ihn so im Stich liessen: seine Millionen und seine Orden und seine Verwandten und seine Bücher. »Nie,« sagtest Du, »ist jemand schrecklicher gestorben.« Er konnte nichts mehr essen, nichts mehr trinken, nichts mehr, nichts mehr . . . Da tötete ihn die Verzweiflung und sein Geld, weil ihm aus dem Besitz die Verzweiflung erstanden war; die Verzweiflung über die Machtlosigkeit des Besitzes dann, wenn man ihn am nötigsten braucht. Und er starb den elendesten Tod.

Weisst Du noch, wie Du mir das erzählt hast? Wir haben über das Sterben gesprochen; denn es ist das Wichtigste im Leben; denn es ist das Einzige, was wir Menschen alle einmal tun, und von dem wir wissen, dass wir es tun werden. Geboren werden wir, ohne dass wir es wissen. Aber sterben müssen wir wissend, und das Sterben ist das Verlassen all dessen, was wir uns geschaffen haben und was uns geworden ist. Je mehr wir besitzen, von desto mehr müssen wir scheiden, um so langdauernder und schwieriger ist der Abschied. Das haben wir besprochen und da gestandest Du mir, dass auch Du Angst vor dem Sterben hättest. Du konntest es Dir gar nicht vorstellen, dass Du eines Tages nicht mehr zu Deiner Mutter gehen und ihr erzählen würdest von dem und dem. Oder dass Du eines Tages nicht mehr mit Deinem Vater über die Vorlesungen sprechen würdest, die er über Schopenhauer und Kant hört.

Und Dein Mann, der ich wurde und der Arzt ist, lächelte; denn er hat schon so viele Leute sterben sehen.

Und ganz im Anfang unserer Ehe hattest Du einmal Angst, dass Dein Husten der Beginn eines schweren Leidens sei, und da weintest Du, weisst Du noch? Und damals klammertest Du Dich an mich: »Schick' mich nur nicht fort nach dem Süden! Ohne Dich gehe ich nicht, ich will nicht ohne Dich sterben. Jetzt, wo ich Dich habe, wo ich so glücklich bin, will ich nicht sterben.«

Da konnte ich Dich trösten, dass Du nicht sterben würdest. — Dann aber, als Du mich und meinen ärztlichen Beruf sahst, wurde Dir der Tod und das Sterben vertrauter.

Da überraschtest Du mich eines Tages. Du sagtest: »Es ist mir gar nicht mehr so schrecklich, zu sterben, weil ich mich so geborgen fühle bei Dir.«

Und wenn ich nachts fort musste zu irgend einem Kranken, da wachtest Du jedesmal noch, wenn ich nach Hause kam, und schliefest dann erst ein. Und nun war es Dir, die Du sonst ängstlich warst, gleichgültig, ob die Gashähne auch geschlossen sind, ob die Sicherheitskette vorliegt. Du sagtest nur: »Wenn Du bei mir bist, hat es gar nichts Schreckhaftes für mich, zu sterben.« Und es war keine Phrase von Dir, es war wirklich so. Aber so bist Du geworden dadurch, dass Du an meinem Beruf teilnahmst, teilnehmen konntest.

Und darum will ich Dir noch mehr erzählen und ich will Dir zeigen, wie man noch andern Trost finden kann und einen andern Freund, der zu einem guten Sterben verhilft: eine abgeklärte Weltanschauung und eine durch Wissen erworbene Erkenntnis. Eine solche aber gewährt unser ärztlicher Beruf.

Du hast Dich oft gewundert, wenn Du sahst, wie ich dies und das verschenkte. Sieh, mein Kind, ich habe zu oft gesehen, wie eine einzige Stunde nach dem Sterben eines besitzenden Menschen seine ganze Habe in alle Winde zerstreut wurde, als wäre sie niemals beisammen gewesen; dass der Erwerb von vielen Jahren in zehn ruchlose, schmierige Hände verschleudert wurde. Da ging mir der Unsinn des Wortes »Besitz« auf. Es gibt keinen Besitz, mein Kind! Nur einen einzigen Besitz: Wissen und Innerlichkeit. Der stirbt mit Dir und von ihm brauchst Du Dich nicht zu trennen.

Am Weihnachtstage bin ich im dicken Nebel zum Walchensee hinaufgestiegen. Vom Kochelsee herauf, über den Jochberg, die alte Kesselbergstrasse bergan. Ich sah

vor Nebel kaum zehn Schritte vor mir. Wenn ich zurückblickte, sah ich nichts als ein paar nächststehende Bäume. Aber plötzlich, als ich mich einmal umschaute und unter mich blickte nach dem Kochelsee zu, war die ganze unter mir liegende Landschaft verzaubert. Kein Baum, kein Weg, kein See, sondern plötzlich eine neue Welt, die tausend Meilen entfernt war: das Meer. Das Meer mit Wellen und Wogen und Brandung. In blendender Weisse dehnte es sich zu meinen Füssen und spülte an den Fuss der himmelhohen Berge, die sich nun vor mir aufbauten. Und drüber lag die Sonne und der blaue Himmel; und eine berauschende Reinheit und die Ahnung von Frühling und Wärme. Ich stand an der Grenze des Nebels, der das unten liegende Kochel bedeckte und der als Meer sich unter mir zusammentürmte.

Sieh, in diesem Meere unten war ich noch vor einer Minute. Mitten im Nebel, der mich eingehüllt hatte, wie den Fisch das Wasser. Für den, der da heroben war, der aus dem Nebel herausgekommen war, war unten nichts. Für den war da drunten eine riesige, alles bedeckende Flut, hinter der er nichts vermuten konnte. Denn es war alles nicht da. Der See, die Häuser, die Menschen. Alles ist relativ. Für die Leute oben war unten nichts vorhanden und ebensowenig für die Leute unten, wenn sie in die Höhe sahen.

Und ich will Dir noch eines sagen. In fünfzig oder in hundert Jahren ist überhaupt nichts mehr da. Denn wenn wir, ich und Du, es nicht mehr sehen, dann ist es eben nicht mehr vorhanden. Ist tot, gestorben. Die Leute aber, die dann da sein werden, werden sagen, wir seien gestorben. . . .

Den Nebel unter mir, die Sonne über mir und den Frieden im Herzen in einer Reinheit, wie ich ihn nie gefühlt, stieg ich empor nach dem Walchensee, in ein einsames kleines Fischerhaus hart am See. Was ich dort erlebte und was mich dorthin führte und warum ich Dir all das nun aus

stürmischem Herzen und darum stürmend und drängend schreibe, das, meine liebe Gefährtin, lies aus folgendem Brief, den ich zu Hause erhalten hatte, als ich gerade zu Dir fahren wollte:

»Verehrter und lieber Kollege!

Sie kennen mich nicht und ich kenne Sie nicht persönlich.

Aber ich kenne Sie als Mensch und kenne Sie als Arzt.

Als Arzt haben Sie in dieser Gegend gelebt und gewirkt.

Ich habe mich hieher zum Sterben geflüchtet.

Ich kenne Sie aus Ihren Schriften. Dadurch habe ich Ihre Auffassung von unserem schönen Beruf kennen gelernt und daraus habe ich Sie lieben gelernt.

Darum auch wende ich mich an Sie mit einer Bitte, von der ich weiss, dass Sie derselben nachkommen werden.

Kommen Sie morgen zu mir. Es ist nicht allzuweit aus der Stadt heraus in diese Gegend.

Wenn Sie kommen, werde ich sterben oder ich werde schon tot sein.

Ich bitte Sie, mein Testamentsvollstrecker zu sein. Es ist eine ganz einfache Sache.

Einstweilen grüsst Sie

Ihr

Freund und Kollege Schiff.«

Bevor ich am Walchensee in das kleine Fischerhaus eintrat, fand ich, denke Dir, neben dem Hause in einer Wiese ein paar Krokusblumen. Ueberall lag der Schnee. Nur dort war er weggeschmolzen; es mochte die Sonne guten Zugang dahin haben, und sofort waren unter der Sonne die beiden Krokusblumen erblüht. Ich pflückte sie, als seien sie für mich erstanden in der weiten, seltsamen Landschaft und Stimmung.

Ich schicke Dir eine davon.

Die andere habe ich dem toten Kollegen aufs tote Herz gelegt.

Ich betrat das kleine Häuschen und die Bäuerin führte mich auf meinen Wunsch an das Zimmer ihres Mieters. Er sei schon ein paar Tage nicht aus der Stube gekommen. Er müsse recht krank sein. Gestern habe er gesagt, dass heute Besuch zu ihm komme, den man zu ihm führen solle, auch wenn er schlafe.

Ich trat ins Zimmer. Die Fenster waren weit geöffnet. Sie sahen hinaus auf den Walchensee, über seine tiefgrünen Fluten hin und drüben am Ende des Blickes stiegen die Bergketten des Karwendel empor in die Weite und Breite und darüber lag die Wintersonne und eine Majestät von Frieden und Ruhe.

Im Bette aber lag ein Mann und er war tot.

Auf dem Tische mitten im Zimmer lag ein Brief, der meine Adresse trug. Und er lautete:

»Lieber Kollege!

Ich begrüsse Sie bei mir. Der Sie begrüsst, ist nicht der Tote, der ein paar Schritte vor Ihnen im Bette liegt. Als ich dies schrieb, da war es der jetzt Tote, der die Feder führte. Heute ist nur noch das Wort da.

Am Anfang war das Wort und am Ende wird das Wort sein.

Das Wort, das ich in diesem Briefe niederlege, ist der, der zu Ihnen spricht. Einen einzigen Blick mögen Sie auf den Körper neben Ihnen werfen, auf die Hand, die diese Feder führte, auf den Schädel, der die Umhüllung bildete zu diesen Gedanken, dann, lieber Kollege, nehmen Sie diesen Brief und lesen Sie diese Zeilen!

Aber zuerst sehen Sie hinaus auf den wundersamen See, den tiefen, schwarzen See, der mir gehörte, so lange ich ihn sah, auf die Alpen vor Ihren Augen, die mir auch gehörten, als meine Augen sie noch sahen. Sehen Sie hinaus

in den Frieden und die Unendlichkeit! Denn alles das ist unendlich und nur wir sind vergänglich. Dann lesen Sie, mein Kollege!

Die Hand, die diese Feder führte, hat gestern die letzte ärztliche Verrichtung am eigenen Körper verübt. Dem Hirn, das der Schädel birgt, und an dem ich Sie bitte, die Augen zuzudrücken, ist der Gedanke entsprungen. Aber nicht auf einmal . . ., sondern in langer Gedankenarbeit. Und es ist ein gutes Hirn gewesen, Herr Kollege! Was es gestern meinen Händen befahl, war nur die Ausführung des Beschlusses und Entschlusses, den es seit Monaten erwogen und durchgedacht hatte. Gestern hat die Hand die Morphiumspritze gefüllt und ein Glas mit Morphium gemischt, wie es das Hirn befahl.

Sie sollen, lieber Kollege, den Leichnam da sezieren. Es wird ja so wie so sein müssen, damit die Todesursache festgestellt wird. Sagen Sie daher vorher dem Herrn Bezirksarzt, der wohl dabei sein wird, dass ich zehnmal 0,05 g Morphium gestern abend elf Uhr unter die Haut gespritzt habe, nachdem ich diesen Brief geschrieben hatte. Sagen Sie ihm ferner, dass ich von einer 5 proz. Morphiumlösung 50 g getrunken habe. Ich habe also 0,5 g Morphium unter die Haut und 2,5 g Morphium in den Magen genommen.

Vielleicht ergibt die Sektion einen Gewinn für unsere schöne Wissenschaft.

Noch mehr aber wird Sie und den Kollegen der Befund meines Verdauungsapparates interessieren. Sie werden im Verlauf des Dickdarms eine Narbe finden. Sie rührt von der Entfernung eines 12 cm langen Stückes Darm her, das mir vor 1½ Jahren exstirpiert wurde. Ich weiss nicht, ob das alles viel medizinisches Interesse bieten wird. Vielleicht ein ganz klein wenig.

Aber, wenn Sie mein Herz und meinen Sinn sezieren würden, — leider kann man das noch nicht — da würden Sie einen wundersamen Befund erheben können. Sie würden im Hirn und im Herzen eine unsagbare Ruhe und ein stolzes,

klares Denken finden und, wenn unsere geringen anatomischen Kenntnisse soweit reichen würden, dann würden Sie ein Zentrum für diese Gedanken finden. Sie würden im Hirn einen Kern von ärztlicher Anlage, von ärztlichem Bewusstsein finden und, von diesem ausstrahlend, die Ruhe und die Gleichgültigkeit vor dem Sterben, und ein Geniessen der schönen Welt.

Da Sie aber das nicht finden können — o wir medizinischen Stümper! — muss ich aus diesem Hirnzentrum heraus seine Produktion in diese Worte kleiden und niederlegen.

Wie viele Kranke habe ich gesehen und wie viele habe ich sterben sehen! Wie viele Leichen habe ich gesehen! Leichname, an denen ich eine Minute vorher noch das gesehen und gehört und gefühlt habe, was man Leben nennt, was andere Seele nennen. Und auf einmal war es verschwunden und die Verwandten weinten und riefen der Haut und dem Fleisch liebkosende Namen zu, als wäre das noch ein lebendes Wesen. Und es war doch nichts mehr, als das, was neben Ihnen, lieber Freund, im Zimmer hier liegt: ein kaltes, feuchtes, runzliges, durchaus nicht schönes Gebilde, steif, mit trüben Gläsern in den Augenhöhlen. Eine tote, zum Wegwerfen und Verscharren zwingende Masse. Nur ein Schauer geht von ihr auf die Anwesenden aus, darüber, dass sie selbst einst so würden. Dabei ist es doch gar nicht wahr, dass man selbst so wird! Denn man wird nur etwas, wenn man es weiss, es merkt, es fühlt. Man ist nur etwas, wenn man es weiss, es fühlt. Wenn man sich mit dem Gedanken vertraut macht, dass diese tote Masse nichts weiss, nichts fühlt, wie kann man da fürchten, dass man ebenso wird?

So habe ich dem Sterben hundertmal zugesehen und allmählich gefunden, dass es ein Sterben gar nicht gibt . . . noch niemand hat erzählen können, dass er gestorben ist. Niemand kann es erzählen. . . . Also kann es ein Sterben gar nicht geben. . . . Die Lebenden nur bilden sich ein, dass man sterben könne. Sobald sie selbst sterben, wissen

sie es nicht, ist es nicht wahr. Ein Sterbender ist ein Ungeborner. Wer hätte schon erlebt, dass er ungeboren sei?

Je mehr Leute ich sterben gesehen habe, desto mehr freute ich mich des Lebens und aus diesen Zeilen sehen Sie meine Freude am Leben. Und Sie sehen auch, dass ich niemals geboren war. Haben Sie mich je gesehen? Vielleicht haben Sie einmal in einer Klinik, auf einem Kongress einen Dr. Schiff gesehen. Aber das ist doch nicht die tote Masse, die dort drüben liegt. Ich versichere Sie daher, ich war nicht. Von morgen ab.

Der dies schreibt, hat starke Schmerzen und ist sehr mager. Aber er schaut hinaus in die herrliche und unsterbliche Welt und freut sich ihrer. Er sieht den Fischen zu im See, wie sie in der Sonne spielen.

Vorige Woche hat sich im See eine ganze Familie ertränkt, so sagt man. Man hat sie nicht aufgefunden, gar keine von den fünf Personen, die aus dem Kahn ins Wasser gesprungen waren. Auch sie sind ungeboren. Suche den See ab mit tausend Netzen, du wirst sie nicht finden. Vielleicht sind die Fische dicker geworden, weil sie gute Nahrung gefunden haben. Vielleicht ist eine zarte Dame etwas lustiger geworden, da sie zu Mittag einen dieser satten Fische gegessen hat. Und wer weiss, welches Vergissmeinnicht einst auf einem Stück Erde häufiger und lieblicher blühen wird, weil diese Erde mit dem Fleisch der jungen Dame gesättigt ist, die man dort begraben. Und das Vergissmeinnicht wird sich unsere Enkelin dermaleinst an die wogende Brust stecken. . . . Die Enkelin ist noch nicht geboren und die junge Dame ist noch nicht gestorben oder ist noch gar nicht geboren. . . . Der See aber dort unten lebt seit vielen hundert Jahren und ich lebe und freue mich des Sees und der Fische.

Heute! Noch heute! Die Hand, die diese Feder führt, ist sehr müde. Auch das Gehirn ist sehr müde. Aber es ist so stark und klar, weil es so viel gesehen und so viel gedacht hat. Und weil es sterben gesehen und sterben gelernt hat.

Ja, gelernt hat, zu sterben.

Denn ich bin schon einmal gestorben. Das will ich Ihnen erzählen:

Es war eines Tages, dass ich eine Störung an mir entdeckte, die ich einige Zeit beobachtete. Der Darm funktionierte nicht ordnungsgemäss. Ich ging zu zwei Kollegen. Ich schlug ihnen vor, den Leib zu öffnen, und sie waren der gleichen Meinung, nachdem sie mich beobachtet hatten.

Die Kollegen kamen nach der Operation zu mir mit der Botschaft, dass die Verengerung des Darms eine gutartige gewesen sei. Das ausgeschnittene Stück Darm zeige nur eine gutartige Geschwulst. Mehr brauchte ich nicht zu hören, es war gut so. Und ich traf meine Anstalten und richtete mein Leben danach ein.

Als ich aufgestanden war, liess ich mir das ausgeschnittene Stück Darm bringen. Ich betrachtete es.

Es ist doch etwas eigenartiges, lieber Kollege, so ein Stück seines eigenen Körpers vor sich zu sehen. Ein Stück aus Deinem Leben, ein Stückchen von Deinem Vater, ein Stückchen von Deiner Mutter. Es war in Dir mit all seinen Millionen Zellen und nun lebst Du noch und atmest und brauchst das Stück gar nicht!

Ich breitete es vor mir aus und besah es genau. In der Tat war es eine ganz einfache Narbenverengerung. Vielleicht dass ich einmal ein unschuldiges Darmgeschwür hatte, das zu dieser Verengerung geführt hatte.

Ich dankte meinen Kollegen, dass sie mir das ausgeschnittene Stück meines Ichs zur Verfügung gestellt hatten.

Eines Tags nahm ich es wieder vor und untersuchte es ganz genau und dabei fiel mir eine kleine Stelle auf, die ich mikroskopisch untersuchte.

Da fand ich nun etwas Merkwürdiges: es war ganz unzweifelhaft, dass das Stückchen Darm eine Infektion aufwies, die ich ganz gewiss niemals hatte. Ich brauche Ihnen das nicht näher auseinanderzusetzen.

Ich legte die mikroskopischen Präparate andern Kollegen vor, ohne mich über ihre Herkunft zu äussern. Sie bestätigten meine Diagnose. Als ich sicher war, da wusste ich alles.

An jenem Tage bin ich gestorben.

Ich erkannte, dass man mir seinerzeit nach der Operation einen andern Darm vorgelegt hatte, als den aus meinem Körper exstirpierten.

Warum?

Man hatte Ursache, diese Unterschiebung zu begehen. Warum?

Man wollte mir meinen Zustand verheimlichen. Warum?

Lieber Kollege, ich brauche Ihnen dieses Warum nicht zu beantworten! An jenem Tage bin ich gestorben.

Mein eigener Darm prangte wohl irgendwo in einer pathologisch-anatomischen Sammlung und die Aufschrift auf dem Glase lautete: Carcinoma. Und die klinische Diagnose hiess: Unheilbarer Darmkrebs.

Da sagte ich niemanden ein Wort von meiner Entdeckung. Aber wie ein zum Tode Verurteilter habe ich mein Leben eingerichtet. — Ich bin meiner Praxis weiter nachgegangen. Wenn man den Tod im Leibe trägt, lieber Kollege, dann wird man ein helfender Arzt. Da erst wurde ich Arzt und mein Sterben wurde zum Leben für hundert andere. Was kümmerten mich noch Kleinigkeiten und Kränkungen und Ehrsüchteleien und Erwerb und Besitz und anderes! Nichts. Für meinen kommenden Tod, für mein Sterben war nichts mehr wertvoll. Nur grenzenloses Mitleid überkam mich mit denen, die da lebten und sich an ihr bischen Hab und Gut und Ehrgeiz und Lust klammerten. Mir war, als schwebte ich berghoch über all diesen armen Menschen. Ueber all diesen Menschen mit der Angst vor der Krankheit, vor dem Sterben. Da nahm ich einen solch unendlichen Gewinn aus ihrer Krankheit, dass ich mir selber vorkam wie ein Gott, entrückt allem Irdischen. Meine Krankheit ward mir zur Erbauung, das Sterben zur Religion.

Sie werden es mir kaum nachfühlen, wie leicht mir die Erde ward und die Welt. Ich versuchte nichts mehr, als zu helfen. Zu helfen, wem ich konnte, was ich konnte. Und ich konnte helfen. Nie konnte ich mehr helfen, als in diesen letzten Monaten.

Mit mir selbst war ich ganz ins Reine gekommen. Es ist gar nicht so schlimm, sich todkrank zu wissen. Man lebt in diesem Bewusstsein ein so intensives Leben, dass man jeden Tag einen Monat lebt, und die noch gewonnenen Dutzend Monate waren zusammen ebensoviele Jahre an inneren Erlebnissen. Man magert eben auch ebenso rasch ab, als lebte man jeden Tag einen Monat. Und ich versichere Sie, lieber Kollege, heute ist es doch ganz gleichgültig, ob da neben Ihnen die Hülle eines vierzigjährigen oder eines neunzigjährigen Mannes liegt. Ich könnte ja auch statt heute erst in fünfzig Jahren gestorben sein.

Hier in diesem Dorfe war Goethe auf seiner Fahrt nach Italien. Er war. Er ist ungeboren und er ist ungestorben. Nur sein Wort lebt.

Ich konnte den Verlauf meiner Krankheit ganz exakt studieren. Ich habe Tag für Tag Aufzeichnungen gemacht über Gewicht, Ausscheidungen, Blutbeschaffenheit, Atmung und weiteres.

Ich habe auch Versuche an mir gemacht, physiologische und therapeutische. Ich glaube auch, dass ich in den paar Monaten Fingerzeige erhalten habe, die vielleicht zur Aufklärung der Krebskrankheit dienen können. Ich habe es des Breiten und Ausführlichen niedergelegt und mit allen Belegen in meiner Bibliothek verwahrt.

Ich vermache Ihnen diese Aufzeichnungen und Ideen und bitte Sie zugleich, auch meine Bibliothek als kleines Geschenk von mir anzunehmen, mein lieber Kollege.

Ich habe niemanden mehr gefragt und niemanden mehr konsultiert. Dann aber, als ich das letzte Stadium kommen sah, habe ich zu Hause alles geordnet und bin hieher in die freie Natur gegangen, um wie ein stolzes, schönes, freies

Tier hier zu sterben. Ganz allein. Nur ich habe ein Recht, zu sterben und über mein Sterben zu verfügen.

Hier nun lebte ich ein letztes ausklingendes Leben.

Wie ein Alpenglühen drüben auf dem Wetterstein und auf dem Karwendel aufleuchtet und die Berge aufglühen lässt, ehe sie sich schlafen legen, so wollte ich noch die Natur sehen und die weite Unendlichkeit, um mich dann schlafen zu legen zum ewigen Schlaf. Hier war ich ein paar Wochen.

Nun kann ich nicht mehr ausgehen, seit ein paar Tagen. Mein Leben funktioniert nur noch schwach, insbesondere das zerstörte Innere. Wohl könnte ich mich einer erneuten Operation unterziehen. Für ein paar Wochen wäre ich dann wenigstens vor dem Verhungern bei lebendem Leibe geschützt. Aber das Ende käme doch im Anschluss daran. Aber dies Ende müsste ich unter den mitleidigen Kollegen in der Klinik zubringen, die mir nicht helfen können und die mir ein Opfer bringen müssten an Selbstverleugnuug, indem sie sich täglich besinnen, welch neuen Trost sie in einer neuen Lüge geben könnten ... Ein paar Verwandte würden kommen und ein paar Freunde, sogar vielleicht ein paar dankbare Patienten ... und sie würden weinen ...

Warum diese paar Wochen noch leben in Qual und Schmerz und Kummer, vielleicht gepackt von der Verzweiflung? Warum, da ich es in der Hand habe, in Schönheit unter so viel Schönem und Ruhigem und Erhabenem zu sterben?

Ich bin so ruhig und so froh und mein letzter Atemzug und meine letzte Freude ist mein Beruf. Denn niemandem habe ich mehr geholfen, als mir selbst. Die letzte Stunde des Lebens ist das Schwerste, das Höchste, und wenn Du sie Dir gestalten kannst aus eigenem Wissen heraus nach eigenem Willen, dann bist Du ein Grosser! Und das bin ich geworden durch unseren ärztlichen Beruf; der Arzt in mir hat mich glücklich gemacht. Wer von Geburt aus Arzt ist, dem ist das Glück gegeben, der braucht keine andere Religion.

Und wenn dermaleinst ein Teil von mir als Aschenstäubchen wieder zur Erde fliegt, sie zu düngen, wenn vielleicht in tausend Jahren diese Teilchen sich wieder zusammenfinden zu einem Menschen, dann wird dieser Mensch wieder Arzt werden. Und eine Religion wird er haben: die ärztliche Tätigkeit und die ärztliche Erkenntnis. Sie wird weiter sein wie heute, und ich freue mich meiner Wiedergeburt. — —

Das Wettersteingebirge funkelt im Abendrot. Der Karwendel glüht wie ein durchgoldeter Märchenberg. Der See ist ganz schwarz und dunkel geworden und alles ist ruhig um mich und ruhig in mir; so ruhig, dass ich die Ruhe höre. Und ich höre die Ruhe in meinem Herzen.

Nun schreibe ich die letzten Worte mit der übermüdeten Hand. Sie muss noch so viel Kraft behalten, um die Morphiumspritze unter die Haut zu führen und den Morphiumbecher an die Lippen, damit ich einschlafen kann ins ewige Nirvana.

Morgen werden Sie kommen, Sie lieber, guter Mensch. Dies mein Testament werden Sie mitnehmen in Ihr schönes Leben.

Mein wenig Hab und Gut habe ich verschenkt. Was übrig bleibt, mögen Sie zur Erforschung der Krebskrankheit verwenden.

Auf ein Wiedersehen in tausend Jahren, lieber Freund!«

Liebe Anna! Er hat recht gehabt.

Wir haben ihn seziert.

Er hat recht gehabt mit seiner Diagnose und er hat recht gehabt mit seiner Therapie.

Dort oben haben wir die Reste seines Körpers begraben am dunklen See.

Sein Testament aber schicke ich Dir hier, in diesem seinen Briefe. Wir werden es gut bewahren und oft lesen, gemeinsam. Und wenn unser Kind gross geworden und voll Liebe und Lebensfreude ist, und wenn es der Gedanke

erschreckt, der uns beide dann nicht mehr zu erschüttern vermag, all das Schöne und Liebe verlassen zu müssen, dann werden wir ihm, von dem wir doch jeden Götzendienst fern halten wollen, das Testament unseres Freundes vorlesen.

Unser Kind wird es verstehen,

Und es wird ihm eine Offenbarung sein.

Du aber kommst nun bald zu mir, wir kommen zusammen, Du mein Erdenglück!

Dein

Peter.

